



## Cap der guten Hoffnung.

Aufenthalt vom 2. bis 26. October 1857.

Naturcontraste des Caplandes. — Wanderung durch Simonstown. — Malayische Bevölkerung. — Kalk-Bai. — Der Krötenfisch oder Meerteufel. — Das Halbweghaus eines Württembergers. — Rondebosch und seine reizende Naturumgebung. — Capstadt. — Gastliche Aufnahme. — Einfluß des englischen Elements. — Parlament. — Sir George Grey. — Geistige Regsamkeit. — Wissenschaftliche Institute. — Botanischer Garten. — Die Pioniere der Vegetation im Fluglande der Cap'schen Fläche. — Andere Nutzpflanzen. — Fremde Einwanderung. — Die deutsche Legion in Britisch-Kaffraria. — Ein Kaffern-Prophet und die Folgen seiner Prophezeiung. — Holländische Waisen Kinder am Cap. — Gefangene Kaffern in der Armstrong-Battery. — Fünf junge Kaffern nehmen Matrosendienst am Bord der Novara. — Weibliche Kaffern und Hottentotten. — Ausflug ins Innere des Caplandes. — Stellenbosch. — Paarl. — Worcester. — Brandvalley. — Die Mission der mährischen Brüder in Gnadenhal. — Die Rau- und Betäubungsmittel der Hottentotten. — Cafedon und seine Thermalquellen. — Sommerfel West. — Zandvliet. — Grabmal eines malayischen Propheten. — Pferdeseuche. — Die berühmte Tiefselliege. — Die Weinberge von Constantia. — Ein ländliches Fest zu Ehren der Novara. — Wanderung nach dem eigentlichen Cap der guten Hoffnung. — Abreise. — Hoffnungsreiche Zukunft der Caprotonie. — Eine Lebensrettung. — Hofse See. — Versuche mit dem Brook'schen Tiefstoh. — Ankunft auf der Insel St. Paul.

Es kann nicht leicht eine traurigere Landschaft geben als die kahlen, zerklüfteten Felsberge und die schneefelderähnlichen Sandflächen, welche die

Simons-Bai umschließen. Für uns, die wir von der üppig grünen, heitern Küste Brasiliens kamen, war dieser Contrast doppelt auffallend und unheimlich. Ein schmaler grüner Streifen, der sich südlich von einem kleinen Fort hinzog, erschien als eine wahre Labung, ein wohlthätiger Ruhepunkt für das Auge, das vom Anblick dieser wüsten, starren Steinmassen fast selbst zu erstarren drohte. Der Reisende, welcher bloß in der Simons-Bai anläuft, ohne weiter ins Innere vorzudringen, oder das Capland im Winter der südlichen Hemisphäre (zwischen April und September) besucht, wird sich kaum eine Vorstellung von den Lieblichkeiten und Reizen machen können, welche das Innere der Capcolonie im Frühling und Sommer birgt, und mit ungläubigen Mienen die Schilderungen aus der Hand legen, welche, von der Gunst der Jahreszeit beglückte Forscher von den Naturschönheiten der Südspitze Afrika's entwerfen. Wären wir vom Cap geschieden, ohne etwas anderes als die düstern Sandsteinflächen der Simons-Bai und die traurige kleine Ansiedlung an ihrem linken Ufer gesehen zu haben, wir hätten ganz andere Eindrücke und Vorstellungen mitgenommen als jetzt, wo wir gerade im Frühling einige Wochen im Innern der Colonie verlebten und manche Blicke in die Naturzauber des Landes sowohl als in seine gesellschaftlichen Zustände zu werfen vermochten.

Noch am selben Tage, wo wir in Simons-Bai vor Anker gingen, unternahmen wir einen Spaziergang durch die kleine Ansiedlung. Es war der erste Gang auf südafrikanischem Boden. Simonstown besteht eigentlich nur aus einer einzigen Straße und einigen vierzig niedlichen, reinlichen Häusern im englischen Styl, welche sich zu beiden Seiten dieser Straße längs des Strandes hinziehen. Die Hauptgebäude sind das Marinearsenal, das Wohnhaus des jeweiligen Stationsadmirals, fünf Kirchen (darunter eine katholische) und zwei ziemlich geräumige Hôtels.

Kaum vermag eine Stadt in einer steileren und ärmlicher aussehenden Gegend zu liegen, vielleicht mit Ausnahme der peruanischen Ansiedlungen an der Westküste Südamerika's. Während das Auge unterhalb der Häuserreihe nur schroffe, mit Muscheln dicht besäete Granitklippen erblickt, erheben sich über der Straße steile Sandsteinfelsen, welche, trotz des erstaunlichen Reichthums an zierlich blühenden Pflänzchen bei genauerem Nachforschen, von der Ferne doch nur kahl und traurig aussehen und rechts und links von nichts als dürrer Sand umgeben sind. Der beliebteste Spaziergang des Städtchens scheint das Meeresufer oder der übliche Fahrweg nach Capstadt zu sein, denn

Strasse kann man jenen schmalen Streifen nassen Meeresandes nicht nennen, welcher zwischen der Brandung und dem trockenen Flugande liegt, in dem der Fuß des Wanderers unaufhörlich zu versinken droht. Hier sahen wir eine Anzahl Herren und Damen, letztere mit runden Filzhüten und den für Old-England so charakteristischen, tief herabhängenden Schmachtkloken lustwandeln und ihre neugierig fragenden Blicke nach der seltenen Erscheinung eines österreichischen Kriegsschiffes richten, dessen Flagge so eben freudig und zuversichtlich an der südlichsten Spitze Afrika's wehte.

Die Zahl der Einwohner von Simonstown dürfte ungefähr 800 Seelen betragen, größtentheils Malayen, die Abkömmlinge jener zahlreichen unfreiwilligen Emigranten, welche zur Zeit der holländischen Herrschaft von Java und anderen Inseln des Sunda-Archipels in einem slavereiähnlichen Zustande theils zur Vermehrung der Arbeitskräfte, theils aus politischen Gründen hieher versetzt wurden. Denn auch zahlreiche malayische Familien von Reichthum und Einfluß schickten die Holländer nach der Capcolonie in die Verbannung, und mit ihnen kam der erste Same des Mohamedanismus nach Südafrika.

In dem kleinen Simonstown sind seltsamer Weise die religiösen Gebräuche der vorwiegend malayischen Bevölkerung nicht ohne beschränkenden Einfluß auf gewisse Lebensgewohnheiten der europäischen christlichen Ansiedler geblieben. Kein Fleischer würde es z. B. wagen Schweine zu halten, sie zu schlachten und zu verkaufen, aus Besorgniß, den malayischen Rundschaften dadurch Aergerniß zu geben und die Anhänger der mohamedanischen Lehre für immer aus seinem Laden zu verscheuchen; und so bleibt die Verwendung dieser nützlichen Hausthiere auch christlichen Bewohnern zum größten Theile versagt.

Von Simonstown fährt täglich eine Mallepost in drei Stunden für den Preis von 7 Schilling 5 Pence nach der Capstadt. Man kann aber auch Reitpferde und Privatkutschen miethen, wodurch die Reise dahin angenehmer und schneller zurückgelegt wird.

Wir brachen an einem herrlichen Frühlingmorgen in einem vorzüglichen Zweigespann von der Simons-Bai nach der Capstadt auf. Der Weg führt fast eben am Meeresstrande hin, bald auf festem, gut chaussirtem Grunde, bald über Sandflächen, welche sich an Einbuchtungen oder an kleinen, gänzlich ausgetrockneten Flußthälern oft bis weit in die Berge hinauf ziehen. So steil die Küste von der Ferne aussah, wo sie uns gewissermaßen nur als

Fels und Sand erschien, eben so sehr entzückte uns jetzt die Blüthenflur auf einzelnen grünen Däsen. Alles prangte gerade beim Beginne des Frühlings im herrlichsten Blütenkleide. Eine Stunde nachdem man Simonstown verlassen, gelangt man in ein kleines, niedliches, an der Kalk-Bai gelegenes Fischerdorf. Viele hundert Fische hingen zum Trocknen an der Sonne, Walfischrippen dienten zur Umzäunung von Feldern und Gärten, aus den Wirbeln dieses riesigen See-Säugethieres waren ganze Mauern aufgeführt, aus dessen Schulterblättern Treppen errichtet und die kolossalen Kinnbacken am Eingange zu den Hütten aufgestellt. Diese Verwendung der einzelnen Theile jenes Seeungeheuers nahm sich gar seltsam aus und schien der deutlichste Beweis, daß dessen Vorkommen hier nicht zu den Seltenheiten gehört. Einer der Eigenthümer der Fischerstation war so freundlich, uns ein Stück in Fett gekochten Fleisches vom Kinnbacken des Walfisches als vortrefflich mundende Speise anzubieten, und da sich über Geschmacksachen nicht streiten läßt, so gaben wir uns auch nicht weiter die Mühe, das Gegentheil zu behaupten, nachdem wir aus Neugierde etwas von dieser theerartigen Substanz glücklich hinabgewürgt hatten. Die Bucht ist ungemein reich an dem sogenannten Snoockfisch (Thyrsites Atun), von welchem jährlich mehrere hundert Tonnen in gepöckeltem Zustande nach der Insel Mauritius gesandt werden, wo diese Scomberart ihrer vorzüglichen Qualität wegen guten Absatz finden soll.

Es giebt aber in der Kalk- und Simons-Bai auch einen Fisch, dessen Genuß dem Menschen außerordentlich schädlich ist und sogar sein Leben gefährdet. Es ist dies der kleine, nur sechs Zoll lange Toad- oder Krötenfisch (Tetraodon Honkenyi), welcher in solcher Menge vorkommt und dermaßen leicht zu angeln ist, daß ein eigener Paragraph im Hafenreglement vor dem gefährlichen Verführer warnt. Die Eingeborenen kennen diesen giftigen „Meerteufel“ genau und wissen sich vor ihm zu hüten; aber Matrosen von fremden Schiffen, welche von demselben aßen, sollen schon wenige Minuten nach dessen Genuß gestorben sein.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Wir lassen hier die bezügliche Stelle im Original folgen: „Caution. There is a fish in Simons-Bay, commonly called Toad Fish; it is about six inches long, back dark, with deep black stripes; belly white, with faint yellow patches; it swims near the surface, and is a constant attendant on lines employed fishing; when taken from the water, it puffs out considerably. Should any portion of this fish be eaten, *Death ensues* in a few minutes.“ Die werthvolle Abhandlung des seit vielen Jahren in der Capstadt ansässigen deutschen Naturforschers Dr. L. Wappe: „Synopsis of the edible Fishes at the Cape of Good Hope“, enthält auch eine ausführliche Beschreibung des Krötenfisches.

Bald nachdem man das Fischerdorf in der Kalk-Bai verlassen, wo sich ein kleines aber zierliches „Family-Hotel“ befindet, das in der schönen Jahreszeit von den Bewohnern der Capstadt vielfach als Zielpunkt für Vergnügungspartien benützt wird, verläßt man den Meeresstrand, und die Straße zieht sich jetzt in gerader Linie über jene Fläche, welche das Cap mit dem Festlande verbindet. Die Berge treten zur Linken zurück und zauberhaft überrascht blickt das Auge des Reisenden auf den Gebirgszug der Halbinsel, auf den weit berühmten Tafel- und Teufelsberg. Die Fläche selbst aber, während der trockenen Jahreszeit eine dürre Wüste, prangte jetzt gleich einem Blumenteppeiche, auf dem unzählige Blüthen der verschiedensten Farbe und Form eingeflochten waren. Links von der Straße vor den höheren Bergen liegen die berühmten Weingärten von Hoch-, Groß-, Klein- und Nieder-Constantia und rechts kommt man zu einer stattlich aussehenden Wirthschaft, dem Halfwayhouse oder Halbweghause, wo jeder Vorüberziehende einspricht, um sich bei einer Flasche Bier oder einem Gläschen Constantia-Wein darüber zu freuen, daß er den halben Weg zwischen Simonstown und Capstadt zurückgelegt hat. Die Wirthschaft ist das Eigenthum eines Württembergers Namens Rathfelder, der vor einigen zwanzig Jahren als armer Schlächtergeselle nach dem Cap kam und jetzt ein wohlhabender, angesehener, weit und breit bekannter Mann ist, der manche Ehrenämter bekleidet und sich der deutschen Landsleute warm annimmt. Selbst ein eifriger Jagdliebhaber und genau mit den Localverhältnissen bekannt, leistete Herr Rathfelder namentlich den Jagdfreunden unter uns viele gute Dienste; die beiden Zoologen schlugen im Halfwayhouse ihr Hauptquartier auf, von wo aus sie weitere Ausflüge nach den Bergen und Flächen der Umgebung unternahmen.

Vom Halfwayhouse verändert sich vollständig der Charakter der Landschaft nach der Capstadt. Man fährt gewissermaßen durch einen Park. Niedliche Waldanlagen, Pinien und Eichen dehnen sich rechts und links über die hügelige Fläche, von langen schattigen Pfaden durchzogen, welche die Perspective auf elegante, bald in holländischem, bald in englischem Styl erbaute Landhäuser öffnen. Zu den merkwürdigen, mit zehn bis zwanzig Ochsen bespannten Cap'schen Frachtwagen gesellen sich jetzt vornehme, zwei- oder vierspännige Equipagen und dicht mit Menschen beladene Omnibusse, gerade wie man solchen im belebtesten Stadtviertel Londons begegnet. Wir befinden uns bereits in dem reizenden Rondebosch, einem ganz städtisch aussehenden Dorfe, in dem

die reichen Capstädter ihren Sommeraufenthalt nehmen. Wer jemals diese Fahrt im Frühlinge machte, dem wird die Erinnerung daran zeitlebens nicht mehr aus dem Gedächtnisse schwinden. Wir fühlten uns jetzt von diesem frischen, grünen, lachenden Naturbilde eben so gehoben und entzückt, als uns die Sandflächen und kahlen Steinfelsen in der Simons-Bai traurig und ernst gestimmt hatten. Die Tafel-Bai mit ihren Schiffen, die Capstadt und die dicht hinter ihr aufsteigende Riesenfelsmauer des Tafelberges, aus völlig horizontalen Sandsteinschichten auf granitischer Basis bis zu vierthalbtausend Fuß über dem Meerespiegel senkrecht aufgebaut, mit dem Löwenkopfe und dem Teufelsberge, lag vor unseren überraschten Blicken. Den fernen Hintergrund jenseits der Fläche begrenzte eine hohe Gebirgsmauer mit zackigen wild zer-rissenen Formen, deren Gipfel noch mit Schnee bedeckt waren.

Wir stiegen in der Capstadt in Masonic Hotel (Freimaurerhôtel) ab, das, am großen, mit Pinien bepflanzten Paradeplaze prächtig gelegen, den Fremden die bequemste und beste Unterkunft bietet. Hier trafen wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung einen Oesterreicher als Aufwärter, den die Sturm-welle der Revolution mit vielen anderen Landsleuten in die Welt hinaus-geschleudert hatte, bis derselbe gerade am Cap der Stürme jenen ruhigen Punkt fand, um eine neue Existenz gründen zu können.

Unser erster Gang war zum österreichischen Consul, Herrn Julius Mosenthal, Chef eines der bedeutendsten und einflußreichsten Handelshäuser der Colonie. Eine große hoch und lustig über den Giebeln der Häuser flatternde österreichische Flagge zeigte uns leicht den Weg nach dem Consulate, und die wahrhaft herzliche Aufnahme, welche wir daselbst fanden, förderte wesentlich unsere angestrebten Zwecke. Mit den hervorragendsten Männern der Wissenschaft rasch bekannt gemacht und von ihnen theilnehmend unterstützt, gelang es den Naturforschern binnen wenigen Wochen reiche und werthvolle wissenschaftliche Sammlungen aller Art zu erwerben und wichtige Beziehungen für die Zukunft anzuknüpfen. Herrn Mosenthal's gastliches Haus war zugleich fast allabendlich das Stelldichein der Novara-Reisenden, wo deutsche Musik, deutscher Gesang und deutsche Traulichkeit völlig vergessen machten, daß wir uns im Lande der Panther und Hyänen, daß wir uns in Südafrika befanden!

Capstadt ist die Stadt der Rechtecke, mit breiten und langen, rechtwinkelig sich schneidenden Straßen, ohne irgend welche architektonisch hervorragende Gebäude; eine Handelsstadt mit hübschen, meist im englischen Styl gebauten,

sehr behaglich eingerichteten Wohnhäusern, alle rothbraun übertüncht, mit der Farbe des Staubes, welcher bei Südost- oder Nordwestwind in wirbelnden Wolken die Stadt verhüllt und fast als die einzige Plage in diesem herrlichen gesunden Klima angesehen werden kann. Das englische Element, das in den stereotypen Lebensgewohnheiten und den gleichen Gesetzen, die es überallhin mitbringt, wo es sich niederläßt, eine ungeheure Macht besitzt, hat hier in der Hauptstadt das ältere holländische Element vollständig verdrängt, welches sich nur mehr auf den einsamen Pachtböfen im Innern der Colonie mit zäher Hartnäckigkeit erhielt. Man merkt es der Capstadt kaum mehr an, daß sie von Holländern gegründet wurde, und wären die gelben Malahengesichter mit den buntfärbigen Kopftüchern oder regenschirmartigen Strohhüten nicht, und die braunen Mestizengestalten, welche noch an die früheren Urbewohner erinnern und der Stadt einen völlig exotischen Anstrich geben, man würde sich in Europa in einer altenglischen Provinzialstadt glauben. Ueberhaupt dürfte sich der Reisende, welcher die Capstadt mit der vorgefaßten Meinung betritt, er werde sich daselbst mitten unter urwüchsigem Hottentotten und Buschmännern befinden und einen von europäischen Sitten und Lebensgewohnheiten gänzlich verschiedenen Zustand antreffen, wir möchten fast sagen, unangenehm getäuscht fühlen. Die Urbewohner, welche Jan van Niebeck ausschließlich einst hier antraf, als er am 6. April 1652 mit drei Schiffen in der Tafel-Bai landete und im Namen der holländisch-ostindischen Compagnie am Fuße des Tafelberges eine Ansiedlung gründete, sind dermalen fast gänzlich aus der Hauptstadt verschwunden. Um Vollbluthottentotten und Buschmänner zu Gesicht zu bekommen, muß man wochenlang, mühevoll Reisen tief ins unwirthbare Innere der Colonie unternehmen. In der Capstadt findet man diese wunderliche Race nur mehr zuweilen in Gefängnissen und Spitalern als unfreiwillige Einwohner und selbst dann größtentheils nur als Bastarde.

Obwohl die Capcolonie weniger wie irgend eine andere Besitzung der britischen Krone in den großen Weltverkehr mit hineingezogen ist und sogar bis zur Stunde noch nicht einmal eine directe Dampfschiffverbindung mit Europa unterhält, so herrscht doch viel Sinn für geistige Thätigkeit und wissenschaftliche Forschungen, und man muß wirklich staunen, was von einem kleinen Häuflein unabhängiger, thatkräftiger Europäer, unterstützt von liberalen, freisinnigen Institutionen, hier im Hottentottenlande geleistet wird. Von den 280.000 farbigen und weißen Bewohnern der Capcolonie kommen nur



Capstadt.

ungefähr 30.000 auf die Capstadt selbst, und von diesen sind nur die Hälfte Weiße und gehören wohl nicht mehr als 1000 den höheren einflußreichen Ständen an. Freilich fanden die Engländer, als sie im Jahre 1815 in den dauernden Besitz des Caplandes kamen, bereits eine tüchtige Basis vor, welche schon hundertundfünfzig Jahre früher durch die Holländer gelegt worden war, allein der Aufschwung des Caplandes, die Entwicklung seiner natürlichen Kräfte datirt doch erst seit der britischen Herrschaft, nachdem die Fesseln gefallen waren, welche die engherzige holländische Colonialpolitik auch dieser Besitzung wie ihren übrigen angelegt hatte.

Das Capland besitzt laut einer von der Königin unterm 23. Mai 1850 unterzeichneten Urkunde seine eigene Verfassung, welche aus einem gesetzgebenden Rathe (Legislative Council) von 15 Mitgliedern und einem Parlamente (House of Assembly) mit 46 Mitgliedern besteht. In den ersteren wählt die westliche Provinz 8, die östliche 7 Mitglieder, in das letztere jeder der 22 Districte 2 Mitglieder, mit Ausnahme der Capstadt, welche ihrer politischen Bedeutung und größeren Bevölkerung wegen 4 Mitglieder wählt. Die executive Gewalt ruht in den Händen des jeweiligen Gouverneurs und der höchsten Beamten der Verwaltung, welche von der britischen Regierung für eine bestimmte Zeit ernannt werden. Die von dem Parlamente und dem gesetzgebenden Körper berathenen Gesetze müssen vorerst die Genehmigung der Königin erhalten, bevor dieselben in Wirksamkeit treten können.

Von der größten Bedeutung für das Gedeihen einer Colonie ist die glückliche Wahl des Gouverneurs, und dieses hochwichtige und schwierige Amt hätte wohl kaum in würdigere und berufenere Hände gelegt werden können als in jene des edlen, für Humanität und Wissenschaft so warmfühlenden Sir George Grey. Die Liebe und Verehrung, welche sich dieser scharfsichtige und thätige Mann während seiner fortschrittsfreundlichen Verwaltung bei den Colonisten zu erwerben wußte, war so tief und allgemein, daß dieselben am Schlusse seiner Regierungsperiode an die Königin von England eine Monstrepetition richteten und in den liebevollsten, dankerfülltesten Ausdrücken dessen Wiederwahl begehrten. Obgleich in der Regel nach den bestehenden Gesetzen kein britischer Gouverneur länger als fünf Jahre auf einem und demselben Posten verbleibt, so waren doch hier die Beweggründe allzu maßgebend, der Vortheil für Regierung und Colonie zu augenfällig, um nicht eine Ausnahme eintreten zu lassen, und im Momente, wo wir diese Zeilen schreiben, befindet sich Sir

George Grey schon wieder auf seinem Posten in der Capcolonie. Nicht bloß ein bedeutender Staatsmann, sondern persönlich ein gründlicher Gelehrter und im Besitze der vollständigsten Sammlung aller über die australischen, polynesischen und afrikanischen Sprachen vorhandenen Bücher und Handschriften, erfreuen sich die verschiedenen zahlreichen wissenschaftlichen Institute der Colonie seines besonderen Schutzes.

Die Sternwarte hat unter Mr. Maclear's Leitung die Berühmtheit zu bewahren gewußt, welche dieselbe durch die großartigen Arbeiten erlangte, die einst Sir John Herschel über die Sternbilder des südlichen Himmels hier ausgeführt hat. Seit einigen Jahren ist daselbst in einer eigens dazu erbauten Halle ein Meridiankreis im Gebrauche, welcher selbst den an der Sternwarte zu Greenwich befindlichen an Vorzüglichkeit übertrifft und einen Kostenaufwand von mehr als zweitausend Pfund Sterling verursacht haben soll.

Die größtentheils durch Privatunterstützungen entstandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen des südafrikanischen Museums haben sich, seitdem dieselben der Direction des Herrn L. Layard (Bruder des berühmten Durchforschers von Niniveh) anvertraut wurden, bedeutend vermehrt und sollen in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Museum vereinigt werden. Die Jahresbeiträge belaufen sich dermalen bereits auf mehr als fünfhundert Pfund Sterling und die wachsende Theilnahme an dem Unternehmen läßt noch eine fortwährende Vermehrung der Einnahmen erwarten. Welch erfreuliche Wahrnehmung, zu sehen, was Gemeinssinn selbst in Bezug auf Anstalten zu leisten im Stande ist, deren Gründung man in Europa meist der Sorge des Staates allein überlassen zu müssen glaubt! In ähnlicher Weise verdanken die South African Public Library, die South African Literary and Scientific Institution, die Mechanic's Institution und an fünfzig Anstalten und Vereine zu religiösen, wohlthätigen und industriellen Zwecken bloß dem großartigen Gemeinssinn und der Mildthätigkeit der Colonisten des Caplandes ihre Gründung und ihren gedeihlichen Fortbestand. In neunundsechzig über die Colonie zerstreuten Schulen erhalten nach einem durch Sir John Herschel im Jahre 1841 eingeführten Lehrsystem über 18.000 Schüler Unterricht.

Der botanische Garten, ebenfalls durch Privatmittel gegründet und erhalten, ist nicht bloß ein höchst angenehmer Versammlungsort, sondern bietet auch durch die interessanten und nützlichen Gewächse aus allen Welttheilen, welchen das Auge daselbst begegnet, vielfache Belehrung. Wir fanden hier

Repräsentanten aus China, Australien, den Inseln des stillen Oceans und Südamerika. Ein besonderes Interesse wendet man denjenigen Pflanzen zu, welche sich zum Anbau auf dem Sandboden der Cap'schen Fläche eignen. Man hat in dieser Beziehung in neuerer Zeit staunenswerthe Erfolge erzielt, indem es bereits an mehreren Punkten gelungen, gegen den alle Cultur verheerenden Flugsand eine vegetabilische Schutzmauer aufzuführen. Unter den Pflanzen, welche sich zu diesem Zwecke besonders vortheilhaft erwiesen, wurden uns genannt: *Fabricia variegata*, ein See-Uferstrauch von sechs bis zehn Fuß Höhe; *Protea myrifera*; die sogenannte Hottentottenfeige: *Mesembryanthemum edulis*, und der Wachsbeerenstrauch: *Myrica cordifolia*. Alle diese Sträucher gedeihen im Sande ohne weitere Pflege, halten dessen Ausbreitung auf und sind gewissermaßen als die Pionniere für alle übrigen Gewächse zu betrachten, welche sich erst ansiedeln, nachdem jene den Sandboden dazu vorbereitet haben. Ja es verlieren sich sogar seltsamer Weise einige dieser Pflanzen wieder, wie z. B. die Hottentottenfeige, sobald andere Gewächse auftreten, wie auch die Pionniere der Civilisation in den Urforsten der neuen Welt ihre einsame Waldhütte wieder verlassen und weiter dringen, sobald friedliche Ansiedler des Weges einherziehen. Der Wachsbeerenstrauch findet zugleich im Haushalte der Colonisten nützliche Verwendung. Aus den Beeren wird ohne große Mühe eine wachsartige Substanz bereitet, welche sich vortrefflich zur Kerzenfabrication eignet. Nach einer sehr umfassenden Abhandlung über die Cultur des Wachsbeerenstrauches, welche die Ackerbau-gesellschaft der Capstadt mit einem Preise von zehn Pfund Sterling gekrönt hat,<sup>1</sup> vermögen zwei Arbeiter mit Benützung eines höchst einfachen Apparates täglich hundert Pfund Wachs aus den Beeren zu erzeugen, welche durch sechs Tagelöhner von den Sträuchern genommen werden. Die Unkosten für Arbeitslohn, Zufuhr u. s. w. betragen achtzehn Schillinge für hundert Pfund Wachs, oder zwei Pence per Pfund. Man hat neuerlich eine große Quantität dieser vegetabilischen Wachs-substanz nach dem Londoner Markt geschickt, wo dieselbe einen vortheilhaften Absatz gefunden haben soll. Im botanischen Garten der Capstadt begegneten wir auch zuerst den beiden berühmten Gräsern *Holcus caffrorum*

<sup>1</sup> Sehr ausführliche Berichte über den Wachsbeerenstrauch und dessen Cultur enthält der South African Commercial Advertiser vom 10. November 1853 und 10. October 1857, so wie Dr. L. Pappé's ausgezeichnete Schrift: *Silva Capensis, or a Description of South African forest-trees and arborescent shrubs, used for technical and economical purposes by the Colonists of the Cape of Good Hope. Capstadt 1854.*

und *Holcus saccharatum*, welche durch ihre nützliche und vielfache Verwendung im Haushalte des Menschen rascher wie vielleicht irgend eine Pflanze die Reise um die Welt gemacht und in den entgegengesetztesten Theilen der Erde Verbreitung gefunden haben. Herr W. de Smidt, Secretär der Abtheilung für öffentliche Bauten (Board of Public Roads), welcher sich den Anbau von nützlichen Gewächsen in der Colonie zur Aufgabe gemacht hat, beschenkte die Expedition nicht bloß mit einigen werthvollen Sämereien, sondern versprach später größere Zusendungen zu machen und den botanischen Garten der österreichischen Kaiserstadt namentlich mit solchen Gewächsen aus dem Caplande zu bedenken, welche entweder vom wissenschaftlichen oder ökonomischen Standpunkte von Interesse sein könnten. Auch der Superintendent des botanischen Gartens Herr Mac Gibbon hat in gleicher Weise seine Theilnahme für die kaiserliche Expedition theils durch Geschenke an interessanten Sämereien und Pflanzen, theils durch die Zusicherung seiner freundlichen Unterstützung für die Zukunft, zu erkennen gegeben.

Bei dem empfindlichen Mangel an Arbeitskräften und den zahlreichen fruchtbaren, noch völlig unbebauten Landstrecken der Capcolonie hat Sir George Grey der Einwanderung europäischer, namentlich deutscher Colonisten große Aufmerksamkeit zugewendet, und das dabei beobachtete System ist ein so vortreffliches, durch und durch ehrliches, daß dasselbe allenthalben in Anwendung gebracht zu werden verdiente, wo bevölkerungsbedürftige Länder fremde Arbeitskräfte zu gewinnen sich bemühen.

Jeder Einwanderer erhält von der Regierung 30, und wenn er verheiratet ist 50 Acres gutes, culturfähiges Land; ferner 10 Acres für jedes Kind über zehn Jahre und 5 Acres für jedes Kind, das mehr als ein Jahr alt ist, zu einem sehr niedern Betrage, welcher nebst dem Ueberfahrtsgelde erst vier Jahre nach der Niederlassung in fünf jährlichen Raten zu bezahlen ist. Von dem Momente wo der Colonist den afrikanischen Boden betritt, ist er unabhängiger Besitzer von Grundeigenthum, obschon er dasselbe an eine dritte Person zu übertragen nicht berechtigt ist, bevor er seine Verpflichtung gegen die Cap-Regierung erfüllt hat. Das Ueberfahrtsgeld von Hamburg oder Bremen ist für jeden erwachsenen Emigranten auf 11½ Pfund Sterling, für ein Kind unter zehn Jahre auf die Hälfte dieses Betrages festgesetzt und für die gehörige Verschiffung der Ansiedler durch ein mit dem Handlungs Hause Godeffroy und Sohn in Hamburg abgeschlossenes Uebereinkommen Sorge getragen worden.

Das Parlament, welches den wohlthätigen Einfluß dieser Maßregel auf die Vermehrung der Arbeitskräfte so wie der Bevölkerung der Colonie im Allgemeinen erkennt, hat eine Summe von 50.000 Pfund Sterling zur Ausführung derselben bestimmt. Der solide, arbeitswillige Auswanderer, welcher das Glück seiner zukünftigen Existenz nicht in gewagten Bergbauspeculationen, sondern durch eine friedliche, agricole Beschäftigung zu erlangen hofft, findet im Caplande ein herrliches Feld der Thätigkeit und zugleich so wohlgeordnete Zustände wie in keinem andern der Emigration geöffneten Lande, selbst die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht ausgenommen. Die deutschen Colonisten, jene Reste der britischen Legion aus dem Krim-Kriege, welche sich unter General Stuttersheim in Britisch-Kaffrarien niedergelassen haben, erfreuen sich des besten Gedeihens und sind die Träger deutscher Cultur und deutscher Sitte in Südafrika. Sie geben eine eigene Zeitung, „Germania“, heraus und nehmen fortwährend, durch die günstigen Berichte, die sie unter dem Schutze einer freisinnigen und humanen Regierung über ihr Befinden nach der deutschen Heimat zu senden im Stande sind, an Zahl und tüchtigen Arbeitskräften zu.

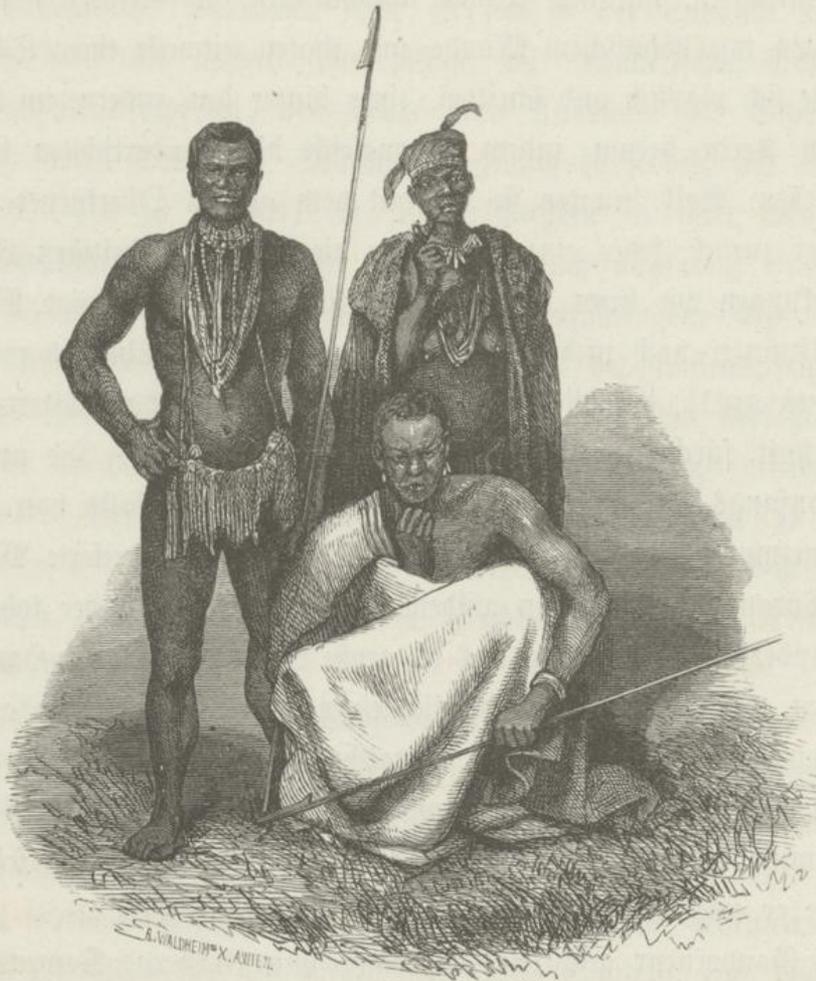
Während die erwähnten Vorkehrungen zu einer massenhaften Einwanderung aus Europa getroffen wurden, erschien höchst unerwartet eine Emigration ganz eigenthümlicher Art aus dem benachbarten Territorium. Unter dem unheilvollen Einflusse eines betrügerischen Propheten ihres Stammes, welcher das Ende der Welt als nahe bevorstehend bezeichnete, hatte eine große Anzahl von Kaffern ihr Vieh geschlachtet und ihre Felder unbebaut gelassen und sah sich nun dadurch in einen Zustand des größten Mangels versetzt. In den ersten sieben Monaten des Jahres 1857 hatten nicht weniger als 19.000 darbende Kaffern Hülfe und Zuflucht auf britischem Territorium gesucht, und noch vor Ende desselben Jahres war ihre Zahl bereits auf 30.000 angewachsen. Die Colonialregierung verordnete jedoch aus Rücksicht für das Wohl der Colonie, daß nur diejenigen Kaffern aufgenommen werden sollten, welche sich verpflichteten, mindestens ein Jahr gegen einen entsprechenden Lohn dienen zu wollen. Um ihre massenhafte, gefahrdrohende Ansammlung an einem Orte zu verhindern, wurden dieselben von den Regierungsbeamten in den verschiedenen Theilen der Colonie untergebracht.

Noch besteht in der Capstadt unter dem Titel Committee of Emigration from Holland eine Gesellschaft von Menschenfreunden, welche sich die Impor-

tation von Waisen oder Kindern armer Eltern aus den überfüllten Provinzen Hollands zur Aufgabe machen. Diese jugendlichen Emigranten werden theils als Lehrlinge, theils auf dem Lande zur Feldarbeit untergebracht und stehen fortwährend bis zu ihrer Großjährigkeit unter der Aufsicht der Gesellschaft. Während unserer Anwesenheit am Cap waren gerade wieder siebenzig Knaben und Mädchen aus Holland gekommen und hatten sich an einem heitern sonnigen Morgen in einer der großen, schattigen Eichenalleen des botanischen Gartens mit ihren Führern zur Begrüßung des Gouverneurs aufgestellt. Sie sahen alle gesund, munter, zuversichtlich aus und hatten von den Strapazen der langen Seereise wenig gelitten. Als der Gouverneur erschien und ihre Reihen durchschritt, sangen alle Kinder in holländischer Uebersetzung die englische Hymne und hierauf ebenfalls in holländischer Sprache das bekannte, ergreifende Lied: „Scheiden thut weh“. Es war ein rührender Moment, bei dem manches Auge feucht wurde. Eine Anzahl junger Emigranten, welche vor zwei Jahren unter ähnlichen Umständen aus Holland nach dem Cap übersiedelten und nun schon eine Anstellung und gutes Auskommen hatten, befanden sich gleichfalls unter den Anwesenden und begrüßten auf die liebevollste Weise ihre eben erst eingetroffenen Landsleute. Als einige Zuschauer dieselben frugen, ob sie wieder nach Holland zurückkehren möchten, erwiederten sie ohne viel Ueberlegung: Nein, sie befänden sich sehr wohl am Cap. Das war ein großer Trost für die Neuankömmlinge.

Der Umstand, daß gerade ein Transport Kaffern von der Grenze, wo sich dieselben Raubeinfälle erlaubt hatten, als Gefangene nach der Capstadt gebracht worden waren, verschaffte uns die interessante und seltene Gelegenheit eine große Anzahl Individuen beiderlei Geschlechtes dieser kräftigen und wohlgeformten Menschenrace, welche im Nordosten des Caplandes haust, zu sehen. Im Fort, der sogenannten Armstrong battery, waren über hundertfünfzig dieser Gefangenen dürftig untergebracht. Als sie ankamen, waren alle fast ganz nackt, im erbärmlichsten Zustande, später erhielten sie europäische Kleider, blaugestreifte Calicohemden, Schaflederhosen, Schuhe, eine schottische Mütze und eine Wolldecke, die ihnen des Tages als Mantel, des Nachts als Decke diente. Ihre Kost war ziemlich gut, aber der nächtliche Aufenthalt in den feuchten, dumpfen Casematten des Forts schien ihnen nicht zuzusagen und viele kränkeltten sichtbar. Fast alle waren sehr muskulöse Gestalten, einzelne sogar wahre Muster männlicher Schönheit. Keiner einzige wußte sein Alter anzugeben. Ihre einzige

Art zu rechnen ist nach gewissen wichtigen Ereignissen, z. B. nach dem Tode eines Häuptlings oder nach den verschiedenen Kriegen mit den Engländern. Der Aufseher der Anstalt, Mr. Walsh, ein äußerst gefälliger, freundlicher Irländer, welcher der Kaffersprache vollkommen mächtig ist, hatte die Güte, in einem großen Hofraume, wo die Gefangenen ihre Zelte aufgeschlagen hatten, von denselben mehrere ihrer nationalen Tänze aufführen zu lassen. Eine dieser wilden Geknirsübungen, Ukutenga genannt, soll, wie uns der



Kaffern.

Dolmetsch übersehte, hauptsächlich dazu dienen, die Kaffern für den Krieg zu begeistern. Sechs schön gebaute Tänzer traten vor, während der Rest, einige dreißig Männer, einen Kreis um sie schlossen und durch Heulen und Händeklatschen gleichsam die Musikbegleitung zu diesem grauerregenden Vergnügen bildeten. Die Tänzer seufzten, stöhnten, zischten und versuchten alle möglichen

Grimassen und Gliederverrenkungen, um sich in eine Art künstliche Aufregung zu versetzen. Einer der Tänzer, ein Bursche von zwölf Jahren, nahm die Sache dermaßen ernst, daß er aus Anstrengung und Ermattung am ganzen Körper von Schweiß triefte. Ein anderer Tanz, den sie vor Kranken auszuführen pflegen, während der schwarze Quacksalber seine betrügerischen Heilverfuche übt, heißt *Iklombo*; einen dritten, den sie *Umduta* oder *Ukududa* nennen, tanzen sie ausschließlich bei Hochzeiten und fröhlichen Gelagen. Dieser letzte schien uns am meisten charakteristisch. Zuerst hüpfen die halbnackten schlanken Gestalten, mit den Armen umschlungen, in Gliedern von sechs zu sechs, zischen mit höhnischem Munde, und thaten zeitweise einen Schrei, dann trennten sie sich plötzlich und schritten, einer hinter den andern, im langsamen Tempo im Kreise herum, indem sie zugleich die wunderbarsten Laute vernahmen ließen. Bald beugten sie sich mit dem ganzen Oberkörper vorwärts, bald wieder zurück; jeder einzelne machte die nämlichen heftigen Gesten und Muskelzuckungen wie beim *Ukutenga* und stieß willkürlich einige Worte aus, um die Mittänzer noch mehr anzuspornen, wie z. B.: „Thut es recht! macht es besonders gut!“, bis alle am ganzen Körper krampfhaft zitterten und in eine wahrhaft furchtbare, fieberhafte Aufregung geriethen. Die umstehenden Kaffern, anfangs nur Zuschauer, wurden allmählig ebenfalls von dieser seltsamen Tanzmanie ergriffen, bis am Ende die ganze angeeiferte Menge, wie von der *Tarantel* gestochen, in wildem Taumel durch einander tobte.

Besonders auffallend war uns die große Verschiedenheit der Hautfarbe der Gefangenen, welche doch augenscheinlich einer und derselben Race angehörten. Vom Schwarz der Kohle bis zum Metallbraun waren alle Tinten vertreten, und einen Kaffer sahen wir sogar mit röthlich-gelber Haut; derselbe gehörte zum Stamme der *Fingos* und hieß *Ngduba* (*Muschel*); auch seine Eltern sollen, wie er uns erzählte, die nämliche Hautfarbe haben.

Der Gouverneur gestattete, daß fünf junge Kaffern, Namens *Botscha*, *Mondi*, *Tantiso*, *Bangani* und *N'dangani*, mit ihrer Einwilligung an Bord der *Novara* als Matrosen zeitweilig Dienste nehmen und die kaiserliche Fregatte nach Oesterreich begleiten durften. Obschon sie Gefangene und zu einer mehrjährigen Strafe gesetzlich verurtheilt waren, bemühte sich doch die Colonialregierung mit väterlicher Sorgfalt das Interesse der jungen Kaffern zu wahren, und traf mit dem Expeditionscommando ein schriftliches Uebereinkommen, laut welchem denselben nach einer gewissen Zeit, für den Fall sie es

wünschten, die Rückkehr in ihre Heimat auf alle mögliche Weise erleichtert werden sollte. Man konnte nicht vorsorglicher für einen treuen Unterthan handeln, als es die Colonialregierung für gefangene Kaffern gethan, welche durch einen räuberischen Einfall in das Gebiet der Colonie vom Gerichtshofe zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden waren. Zwei von ihnen gingen eines Tages während unseres Aufenthaltes auf Neu-Seeland ans Land und kamen nicht wieder zurück, die andern drei haben die ganze Campagne der Novara mitgemacht, und befinden sich jetzt als Matrosen am Bord der kaiserlichen Dampfschiff Phantasie. Als sie sich in der Capstadt einschifften, kannten sie bloß ihre äußerst schwerfällige, mit wunderlichen Schnalzlauten ausgestattete Muttersprache; der Mühe und Ausdauer des Capellans der Expedition, Herrn Eduard v. Marochini, gelang es jedoch, sich ihr Idiom vollkommen eigen zu machen, die jungen Kaffern in ihrer Muttersprache im Christenthume zu unterrichten und ihnen auch allmählig einige Kenntnisse der italienischen und deutschen Sprache beizubringen. Als erfreuliches Resultat dieser vielfachen Bemühungen brachte der wissenseifrige Mann ein ausführliches Wörterverzeichnis, so wie einen von ihm verfaßten kleinen Katechismus in der Kaffernsprache mit nach Europa und erfuhr zugleich die erhebende Befriedigung, seine drei schwarzen Zöglinge so weit zur Aufnahme in den christlichen Verband vorbereitet zu haben, daß sie wenige Monate nach unserer Rückkehr in der Mechtaristenkirche in Triest getauft werden konnten.

Im Correctionshause der Capstadt, wohin uns der Inspector sämtlicher öffentlichen Anstalten der Colonie führte, trafen wir auch eine Anzahl weiblicher Kaffern, welche ihren kriegerischen Männern und Brüdern bei dem erwähnten Einfälle in die Colonie gefolgt waren und mit diesen gefangen genommen wurden. Einige von ihnen waren vornehmer Abkunft, so z. B. Mkofojesa, die Schwester des Kaffernhäuptlings Sandilli, eine schöne, hohe, schlanke Gestalt, mit freundlichen Zügen und stechend schwarzen, flugen Augen, oder die imposante, ernste Mnovenkeli, die Schwester des berühmten Kaffernhäuptlings Mkojeni. Mehrere dieser Frauen hatten als Bierde auf der Brust einen langen Streifen tattowirt, anderen fehlte ein Glied bald vom mittleren, bald vom kleinen Finger der linken Hand. Die Verstümmelung hat einen abergläubischen Grund. Wenn nämlich ein Kafferkind schwer krank ist, so läßt die verzweifelnde Mutter ihrem Sprößling ein Glied eines Fingers abhauen, um es dem

bösen Geist zu opfern, damit dieser sich zufrieden gebe und die übrigen Theile des Körpers wieder genesen lasse. Diese Sitte soll indeß immer seltener werden.

Eine junge Kafferinn hatte ihr Kind in ein Stück Leinwand gehüllt, auf den Rücken gebunden und suchte dasselbe einzuschläfern, indem sie fortwährend den linken Ellbogen bewegte, wodurch der Säugling in einer schwingenden Bewegung erhalten und eine ziemlich ähnliche Wirkung wie mit einer Wiege hervorgebracht wurde. Wir ließen durch einen Dolmetsch an einzelne Kafferinnen verschiedene Fragen richten, welche alle, nachdem die erste Verlegenheit überwunden war, mit großer Bereitwilligkeit beantwortet wurden. Vielweiberei soll unter den Kaffernstämmen ziemlich häufig sein. Manche Frauen haben zehn bis zwölf Kinder, und zwar Mädchen und Knaben in ziemlich gleichem Verhältniß. Die Frauen säugen ihre Kinder zuweilen zwei bis drei Jahre lang. Eine zahlreiche Nachkommenschaft ist der Stolz einer Familie. Als Beweis für die Legitimität eines Kindes soll angeblich eine Art Milchprobe gelten. Obschon wir uns alle erdenkliche Mühe gaben, über den Sinn, der diesem seltsamen Experimente zu Grunde liegt, genaue Aufklärung zu erhalten, so ist uns derselbe doch ziemlich dunkel und unklar geblieben. Der Vater giebt nämlich bald nach der Geburt dem Kinde mit der hohlen Hand Kuhmilch zu trinken. Trinkt es nicht, so soll dasselbe als unehelich angesehen werden! — Ihren Mann küssen die Kafferinnen nur selten, höchstens nach langer Abwesenheit, und selbst dann nur auf die Wangen, niemals auf die Lippen.

Unter den weiblichen Insassen im Correctionshause der Capstadt befanden sich auch einige Hottentottenweiber von schmutzig gelber Farbe mit eckig hervorstehenden Backenknochen, aufgeworfenen Lippen, wolligen Haaren und auffallend kleinen Augen. Im völkerbeschreibenden Theile des Kovara-Reisewerkes soll diese höchst eigenthümliche Menschenrace, von welcher die Buschmänner (Bosjesmans) offenbar nur ein verkommener Stamm sind, ausführlicher geschildert und die interessanten Beobachtungen und Messungen veröffentlicht werden, welche die Naturforscher der Expedition durch die wissenschaftsfreundliche Zuorkommenheit des Inspectors der öffentlichen Institute, Dr. Lainz, an Urbewohnern Südafrika's anzustellen den Vortheil genossen. Hier beschränken wir uns zu bemerken, daß wir unter anderm ein sechzehn Jahre altes Mädchen sahen, deren Vater ein Bastard-Hottentotte, deren Mutter eine Buschmänninn war. Sie maß 4 Fuß 6 $\frac{1}{2}$  Zoll engl. Maß und wog 75 Pfund. Eine

andere, dreißigjährige Buschmänninn maß 4 Fuß 9 Zoll. Alle gesehenen Individuen zeichneten sich durch auffallend kleine Hände und Füße aus.

Eine Woche unseres Aufenthaltes am Cap benützten wir zu einem Ausflug ins Innere der Colonie. Am 7. October früh verließen wir in einem leichten zweiräderigen Wagen, gezogen von vier Pferden, die Capstadt; ein Gespann, das allerdings für eine Spazierfahrt geeigneter zu sein schien als für eine, wenn auch noch so kurze Reise in Südafrika. Aber wer sollte es glauben, daß die Hauptverkehrswege der Capcolonie an der südlichsten Spitze des unbekanntesten der fünf Welttheile durch den Einfluß englischer Cultur und die geognostische Beschaffenheit des Bodens sich in einem bessern Zustande als manche Vicinalwege in den Civilisationsstaaten Europa's befinden, und daß das Auge des nordischen Reisenden hier Kunststraßen begegnet, welche, indem sie den großartigsten Wegbauten des Mutterlandes an die Seite gestellt zu werden verdienen, dem Beschauer häufig einen Ausdruck des Staunens und der Bewunderung entlocken. In einem Lande, wo die Arbeitskräfte noch so sehr mangeln und kostspielig sind, konnten derlei gewaltige Werke nur unter dem Einflusse von Zwangsarbeit ausgeführt werden, und in dieser Beziehung liefern die Kunststraßen und Paßübergänge am Caplande die sprechendsten Beweise, wie viel vortheilhafter und nutzbringender Sträßlinge (wo es die Verhältnisse gestatten) in überseeischen Colonien verwendet werden können, statt sie, sich selbst und der Menschheit zur Last, zwischen düstern Gefängnißmauern trübseelig verkümmern zu lassen.

Noch vor zehn Jahren sahen die Straßen der Capstadt freilich viel halbsbrecherischer aus, und die steilen, holprigen Wege, die zuweilen neben der neuen Straße zum Vorschein kommen, lassen noch gegenwärtig die Schauer ahnen, mit denen man sich früher zu einer Reise angeschickt haben muß, und gestatten eine wohlthuende Parallele zwischen dem Einst und Jetzt der Verkehrsverhältnisse der Colonie zu ziehen. Die frühere Unwirthbarkeit des Landes, welche allerdings in manchen Theilen des Innern noch fortbesteht, ist Ursache, daß sich die Sitte, vor jeden Wagen, selbst mit geringer Ladung, sechzehn bis zwanzig kräftige Zugochsen vorzuspannen, noch immer selbst auf ganz ebenen Wegen erhalten hat. Alle größeren Reisen ins Innere werden in schweren, lastwagenartigen Behikeln und ausschließlich mit Ochsendgespann unternommen. Da eine Familie zuweilen Wochen lang in einem solchen Wagen ihr Lager aufschlagen muß, so sind dieselben vollkommen gedeckt und mit allen möglichen

Bequemlichkeiten versehen. Es ist eben ein wandelndes Haus. Der „Waggon“, welcher mit den Lastwagen auf der Eisenbahn viele Aehnlichkeit hat, ist mindestens 18 Fuß, und der ganze Zug, einschließlich des Ochsengespanns, je nach deren Anzahl, 120 bis 180 Fuß lang. Man kann sich leicht vorstellen, wie beeinträchtigend diese Sitte auf den schleunigeren Verkehr wirkt und um wie viel nützlicher ein großer Theil der angespannten Zugthiere verwendet werden könnte. Von den mehr als hundert Wagen, welchen wir auf der Fahrt von der Capstadt nach dem nur zehn englische Meilen entfernten Städtchen Stellenbosch begegneten, hatte kein einziger weniger als zehn, viele aber die doppelte Zahl Ochsen vorgespannt, so daß mindestens fünfzehnhundert Zugthiere unterwegs und mit einer Arbeit beschäftigt waren, die leicht von einem Drittel derselben hätte verrichtet werden können.

Unser Kutscher war ein Malaye mit einer jener wunderlichen schirmartigen Kopfbedeckungen aus Strohgeflechte, welche namentlich die malayische männliche Bevölkerung der Capstadt so sehr charakterisirt. Die Malayen stehen im Ruf, besonders gewandte Pferdelenker zu sein, und stellen daher zur Classe der Kutscher ein beträchtliches Contingent. Dem unsrigen war ein Gehülfe beigegeben, der neben ihm auf dem Vorderitz des Wagens Platz nahm; derselbe schien indessen hauptsächlich dazu bestimmt zu sein, als Ballast zu dienen, damit unser zweiräderiger Wagen nicht allzu sehr auf eine Seite hänge oder gar das Gleichgewicht verliere, während der trostlose Zustand der Pferde ihn jeder Sorge vor einem Durchgehen derselben überhob. Der Kutscher Numero Eins hieß Abdul Mustapha und war der Sohn eines malayischen Priesters. Wie sein Vater die Geschicke gläubiger Muselmänner, so lenkte Abdul Mustapha mit vieler Gewandtheit unsere zuweilen stutzigen Pferde derart, daß wir bereits gegen neun Uhr Morgens in jener reizenden Niederlassung ankamen, welche schon der nordamerikanische Commodore Wilkes, der sie im Jahre 1829 besuchte, als das schönste und lieblichste Dorf der ganzen Colonie bezeichnete. Stellenbosch bewahrt noch vollständig den Typus eines holländischen Städtchens. Die Straßen sind lang und breit, mit riesigen, hundertjährigen Eichenbäumen geschmückt, welche herrliche Alleen bilden; die Häuser sind ungemein sauber und rein gehalten und ganz im alten holländischen Style gebaut. Nirgends ist eine Spur englischen Einflusses wahrnehmbar. Die Hauptkultur seiner 4000 meist nur holländisch redenden Bewohner besteht in Wein, Getreide und Früchten. Auf der ganzen weiten Reise hat kein Städtchen einen

tiefem Eindruck auf uns gemacht und freundlichere Erinnerungen zurück gelassen. Freilich erschien uns Stellenbosch in einem ungewöhnlich heitern, festlichen Gewande. Am Tage unserer Ankunft sollte der Gouverneur über das gerade in der Capstadt und Umgebung gebildete Freiwilligen-Corps, durch welches man die Absendung von regulären Truppen nach dem Schlachtfeld in Indien zu erleichtern beabsichtigte, eine Revue halten. Wie bei allen solchen ersten Anlässen, herrschte eine außerordentliche Begeisterung und Lust zum Wehrstand. Tausende von Besuchern waren selbst aus größeren Entfernungen herbeigeströmt, diesem neuen nationalen Schauspiele beizuwohnen. Der Gouverneur hatte diesen Tag im ganzen Districte als einen allgemeinen Festtag verkünden lassen, und alle Verkaufsläden blieben geschlossen. Die Straßen von Stellenbosch hatten ein außerordentlich belebtes Aussehen. Vor jedem Hause, an dem wir vorüber fuhren, stand ein Kreis von Menschen, gleichsam als könnte das Innere die Menge der zuströmenden Gäste nicht mehr fassen. Die Zuborkommenheit des österreichischen Consuls hatte uns an eine der angesehensten Familien des Ortes angelegentlichst empfohlen. Gleichwohl ängstigte uns der Augenblick, wo die Kutsche vor dem Wohnhause des Holländers, an den unser Empfehlungsbrief lautete, halten würde, da wir uns in die Stimmung einer sorgsamen Hausfrau hineindachten, welche den kleinsten Raum ihres Wohngebäudes bereits den eingesprochenen Fremden abgetreten hat und noch immer neue Gäste ankommen sieht. Zwar giebt es auch in europäischen Städten Momente, wo die Stille und der Friede des häuslichen Lebens durch das Herbeistürmen neugieriger Besucher empfindliche Störungen erleidet, wo Familien, an deren Fenstern eine Procession oder ein sonstiger Festzug vorüber geht, von großen und kleinen schaugierigen Kindern belästigt werden; aber ein solches Gewirr dauert nur kurze Zeit, während hier ganze Gesellschaften mit Sack und Pack, mit Wagen, Pferden und Dienern ankommen und sich förmlich häuslich niederlassen. Auch wir waren fünf Personen und vier Pferde, welche nun im Begriffe standen, aus Mangel eines anderen Unterkunftsortes die Gastfreundschaft des Mynheer van Schulze in Anspruch zu nehmen. Eine junge, hübsche, rothwangige Dame zeigte sich an der Hausthür, übernahm nicht ohne einige Verlegenheit unser Empfehlungsschreiben und verschwand damit wieder ins Innere des stattlichen Hauses. Bald darauf bat man uns einzutreten, gab Befehl, den Wagen abzupacken, und wies uns sehr niedliche Zimmer an. Ja, nachdem man sich vom

ersten Schrecken, neuerdings einen Besuch zu erhalten, erholt und die große Entfernung erfahren hatte, aus der wir kamen, bezeugte man uns die größte Zuverlässigkeit und ließ uns die herzlichste Aufnahme zu Theil werden.

Um zehn Uhr fuhren wir mit Mynheer van Schulze zur Revue, welche außerhalb des Städtchens, auf den Wiesengründen der Umgebung abgehalten wurde. Eine große Menge von Zuschauern, welche wohl um das Zwanzigfache die versammelten Wehrmänner überstieg, hatte sich eingefunden und den Exercirplatz mit einer Mauer von Wagen eingefast, auf deren Sitzen sich zum bequemeren Ueberblick Frauen und Kinder in zuweilen höchst malerischer Stellung gruppiert hatten. Die Freiwilligen (volunteer riflemen) zogen, mit dem Gouverneur Sir George Grey an der Spitze, unter klingendem Spiel auf den Paradeplatz. Es mochten ungefähr dreihundert Cavalleristen und zweihundert Infanteristen zugegen gewesen sein. Auch mehrere Geschütze kamen heran gefahren. Die Wehrmänner sahen in ihrer höchst einfachen aber sehr zweckmäßigen Uniform, bestehend in Hosen und Jacken aus leichtem schwarzem Tuch mit Metallknöpfen, und einer gewöhnlichen Mütze mit einigen Silberverzierungen, sehr schmuck und zierlich aus. Nachdem die kleinen Truppenkörper gehörig aufgestellt waren, wurde exercirt und manövrirt und dabei eine große Quantität Pulver verschossen. Die meisten der ausgeführten Evolutionen gelangen vorzüglich und besonders leistete hierin die Cavallerie Ueberaschendes. Freilich kam dabei jedem Einzelnen der Umstand zu Statten, daß im Caplande fast jeder Bewohner ein guter Reiter ist, indem er schon als Kind ein Pferd zu lenken lernt.

Nach beendigter Revue fand unter einer prachtvollen Eichenallee im Innern des Drossdy oder Regierungsgebäudes an mehreren fast unabsehbar langen Tafeln ein großartiges Gabelfrühstück statt, an dem gegen sechshundert Wehrmänner und viele geladene Gäste Theil nahmen, während sich im Hintergrunde die Musikbande und eine große Anzahl von Damen und Herren als Zuschauer gruppirten. Die zufällige Anwesenheit einiger Mitglieder der kaiserlichen Expedition gab dem vorsitzführenden Bürgermeister des Städtchens Veranlassung, nach dem üblichen Trinkspruche: „The Queen!“ mit einigen Bemerkungen über die Bedeutung des Novara-Unternehmens auf das Wohl S. M. des Kaisers von Oesterreich zu trinken. Es war eine ergreifende Scene, als die biedern Wehrmänner den Spruch des Bürgermeisters jubelnd wiederholten und mit entblößten Häuptern die Gläser hoch in die Luft schwenkten,

während die Musikbande die österreichische Volkshymne dazu spielte. Eines der Expeditionsmitglieder erbat sich hierauf die Erlaubniß, der Versammlung danken zu dürfen für die Ehre, die seinem theuren Vaterlande und seiner Nation eben erwiesen worden, indem man in einem so hochangesehenen Kreise die Gesundheit seines Kaisers ausbrachte, und nachdem der österreichische Forscher auf die Segnungen hingedeutet hatte, welche das herrliche Capland dem Einflusse der anglosächsischen Race verdankt, die, wo immer sie ihren Fuß hinsetzt, von Freiheit, Fortschritt und Christenthum begleitet ist — schloß er mit dem jedem Engländer theueren Spruche: Old England for ever! (Alt-England für immer!)

Am Tage nach der Revue brachen wir schon am frühen Morgen nach dem vier Stunden entfernten Dorfe Paarl (Perle) auf. Wir waren als Fremde nach dem gastlichen Stellenbosch gekommen und schieden jetzt wie von alten Freunden. Die ganze Familie gab uns bis zum Wagen das Geleite und die würdige alte Mutter unsers wackern Hauswirthes, eine holländische Matrone von echtem Schrot und Korn, war sichtbar gerührt, als sie die Reisenden, die über den Ocean den Weg bis in ihre abgetheilte Behausung gefunden, wahrscheinlich für immer wieder scheiden sah.

Auf der Fahrt nach dem vier Stunden von Stellenbosch entfernten Paarl begegneten wir in der Nähe von Millers Bliet massenhaft großen Termitenhäufen, einige bis zu dritthalb Fuß im Durchmesser und drei Fuß Höhe. Die Thierchen waren von theils schwarzer, theils graubrauner Farbe und müssen für den Landwirth höchst unliebsame Gäste sein.

Paarl ist ein äußerst zierliches Dorf, das eigentlich nur aus einer einzigen langen Straße besteht und an 4000 Seelen zählt, die sich hauptsächlich von Weinbau nähren. Hier leben die Nachkommen jener französischen Protestanten, welche, vor ihren Verfolgern fliehend, um das Jahr 1700 aus Frankreich nach dem Caplande auswanderten. Alle einzelnen Gehöfte waren außerordentlich sauber gehalten und trugen das Gepräge des Wohlstandes ihrer Bewohner. Man wähnte durch ein deutsches Dorf zu fahren. Nichts erinnerte an Afrika und an die Nachbarschaft von Hottentotten, Buschmännern und Kaffern. Die Landschaft nimmt an Großartigkeit der Scenerie zu, je mehr man sich den 4000 bis 5000 Fuß hohen Bergen nähert, zwischen welchen das Städtchen Wellington reizend gelegen ist. Obwohl erst seit wenigen Jahren gegründet und nur 2000 Einwohner zählend, besitzt diese Ansiedlung bereits

eine Bank mit einem Capital von 45.000 Pfund Sterling (in 4500 Actien zu 10 Pfund Sterling vertheilt), welche für den kleinen Grundbesitz von unermesslichem Vortheil ist, ferner eine Apotheke, mehrere Schulen und einige recht niedliche Bethäuser. Als wir Abends einen Gang durchs Dorf machten, kamen wir an einer holländisch-reformirten Kirche vorüber, welche hell erleuchtet war und aus deren schönen Räumen der erhebende Gesang frommer Christen in die Nacht der Berge hinein tönte.

Seltamer Weise hat das kleine und, wie es scheint, im Allgemeinen ziemlich nüchterne und praktische Städtchen Wellington auch einen Wunderdoctor Namens Brabna, dem zu Liebe das Volk weit und breit herbei kommen soll, um weniger von seinen Leiden als seinem Gelde befreit zu werden.



Baine's Kloef.

Die Straße nach Worcester, wohin wir am folgenden Morgen unsere Reise fortsetzten, führt zuerst durch das weite, wohlcultivirte, mit zahlreichen Gehöften geschmückte Wagenmacherthal (Waggonmaker's valley), so genannt, weil sich früher eine Anzahl Handwerker dieses Gewerbes hier niedergelassen hatte; sodann über den gewaltigen 4000 Fuß hohen Paß Baine's Kloef (sprich Kluf), der vielfach an die Kunststraße über den Semmering oder den Optschina erinnert. Dieser erst im Jahre 1853 durch den Ingenieur Baine vollendete Gebirgspafß erleichtert wesentlich den Verkehr der Capstadt mit diesem fruchtbaren District, welcher früher fast unzugänglich war und dessen reiche natürliche Kräfte sich jetzt erst zu entwickeln beginnen.

Als wir den höchsten Punkt des Passes erreichten, wehte ein heftiger Südostwind. Das Thermometer zeigte  $13^{\circ}$  C. und in die benachbarte Bergquelle getaucht  $9^{\circ} 2'$  C. Südostwinde sind überhaupt hier vorherrschend, namentlich im Sommer, wo dieselben oft sehr bedeutende Verheerungen anrichten sollen. Alle Baumkronen haben daher auch eine nordwestliche Richtung. Wir kamen jetzt über die schönste Brücke im Lande, nach einem der frühern Gouverneurs Darling-Bridge benannt, welche über den breiten Fluß führt, der von den Holländern Breede Rivier, von den Engländern Brid River genannt wird, was zu vielfachen Irrthümern Anlaß giebt. Ueberhaupt versuchen die englischen Colonisten die holländischen Namen der Flüsse und Orte immer mehr auszumerzen und durch ganz neue, englische zu ersetzen. Die Holländer aber



Darling-Bridge.

lassen dies, bei ihrem zähen Festhalten am Gewohnten, nicht leicht geschehen und bleiben bei den alten Benennungen.

In der Nähe von dieser Brücke steht ein Pachtthof, wo man gute Unterkunft und Bewirthung findet und, da derselbe eine Poststation, Briefe zur Weiterbeförderung nach allen Theilen der Colonie abgegeben werden können. Dreimal die Woche besteht eine regelmäßige Verbindung mit den wichtigsten Orten des Caplandes. Das Behikel, auf dem Briefe und Pakete expedirt werden, ist aber, in Folge der schlechten Wege im Innern und um eine schleunigere Fortschaffung zu bewerkstelligen, bloß ein leichter, ganz offener, unbequemer zweiräderiger Karren, auf dem jedesmal nur ein einziger Passagier befördert werden

kann. Berg auf Berg ab, Tag und Nacht ist derselbe immer im Fluge, Conductor und Pferde wechseln alle zwei Stunden, nur der arme Passagier bleibt bis ans Ziel seiner Reise an das unheimliche Fuhrwerk gefesselt. Man erzählte uns von einem englischen Hauptmann, der einmal in dringenden Geschäftsangelegenheiten auf diese Weise 400 englische Meilen in 50 Stunden reiste und am Orte seiner Bestimmung in einem derartigen Zustande anlangte, daß er von dem Postkarren herab gehoben und ins Bett getragen werden mußte. Mehrere Wochen sollen vergangen sein, bis der Arme wieder vollkommen seine Glieder gebrauchen konnte. Man vermochte uns nicht zu sagen, ob dieser Passagier die Fahrt zurück nach der Capstadt mit dem nämlichen Fuhrwerke gewagt habe.

In der Gaststube des Pachthofes trafen wir mit einigen Familien aus Graaf Reinet im Norden der Colonie zusammen, welche, auf dem Wege nach der Capstadt begriffen, schon einundzwanzig Tage unterwegs waren. Die Nächte mußten sie in ihren schwerfälligen Waggons oder unter Zelten zubringen. Auch ein Missionär aus Worcester befand sich unter der Reisegesellschaft, ein Quäker, der sich zur Eröffnung einer geistlichen Synode nach der Capstadt begab und so gütig war, uns in der Eile einige Empfehlungen an seine Freunde in Worcester (sprich Wuster) mitzugeben, ein liebliches Städtchen, das wir in der Abendstunde erreichten. Es gibt Orte, welche gleich beim ersten Anblick für sich einnehmen, ähnlich wie manche Menschen durch den ersten Eindruck bestechen. Worcester ist ein solcher Ort, nett, reinlich, vor jedem Häuschen ein zierlicher Garten, jede Mauer mit Rosenguirlanden umzogen, und im Hintergrunde zwar ringsum kahle, aber ungemein malerisch gruppirte hohe Berge, von einer bläulichgrauen Färbung, welche dem ganzen ländlichen Gemälde einen eigenthümlichen, wahrhaft magischen Duft verleiht. Worcester, eine Schöpfung von gestern, hat ungefähr 4500 Einwohner, deren Hauptbeschäftigung in Weinbau und Schafzucht besteht. Es soll einzelne Bauern geben, die Heerden von 3000 bis 4000 Schafen besitzen. Die reiche Vegetation des Thales trägt einen völlig nordischen Charakter. Neben Eichen, Tannen, Pappeln, Weiden kommt häufig ein aus Australien stammender myrtenartiger Baum zum Vorschein, der sogenannte blue gum tree (*Eucalyptus globulus*), den man seines raschen Wachsthumes wegen vor den meisten Häusern gepflanzt sieht. Man zeigte uns vier Jahre alte Bäume mit 20 Fuß hohen Stämmen. Die Blätter haben einen äußerst

aromatischen Geruch und dürften sich zur Delbereitung vortheilhaft eignen, während dessen Rinde campherhaltig sein soll. Bis jetzt findet aber dieser Baum bei den Colonisten keine andere Verwendung, als daß er ihren Gärten zur Zierde dient.

Ueberraschend ist der große Comfort, dem der Reisende in diesen neuen Ansiedlungen begegnet, welche rasch jede Spur des frühern entbehrungsreichen Urzustandes verwischen und alle Behaglichkeiten eines europäischen Civilisationslebens genießen lassen. Die Orte sind allerdings weit aus einander gelegen und man muß oft Tage lang reisen, bis man zu einem Gehöft gelangt. Wo immer aber eine Niederlassung besteht, ist dieselbe nicht blos mit den ersten Lebensbedürfnissen, mit den Producten des Bodens reich versehen, sondern sie glänzt auch durch zahlreiche Luxusartikel, durch elegante Geräthe, Claviere und andere Musikinstrumente, Kupferstiche, englische Classiker, Fernröhre, Barometer, Thermometer und andere Zeichen einer höhern Cultur. Wir fanden in Worcester ein Hôtel mit Bequemlichkeiten ausgestattet, wie man sie in Europa nur in größeren Städten trifft. Mehreren Einwohnern, darunter Dr. Eßelin, Missionär der rheinischen Brüdergemeinde, und Dr. Meynard, von der Episcopalkirche, sind wir für ihre Theilnahme an unseren Zwecken zu großem Danke verpflichtet. Letzterer suchte uns im Hôtel auf, begrüßte uns und bemerkte, daß er in seiner Behausung einige sehr interessante Petrefacte aus der Umgebung von Beaufort, 400 Meilen nordwestlich von Worcester, besitze. Wir überzeugten uns indeß bei einem Besuche, den wir Herrn Meynard abstatteten, daß seine Sammlung bei weitem nicht jenes wissenschaftliche Interesse hatte, das er ihr beilegte. Gleichwohl muß Beaufort nach allem, was wir darüber hörten, ein wahrhaft classischer Boden für den Paläontologen sein, indem sich daselbst eine große Anzahl fossiler Thiere, namentlich fossiler Reptilien vorfinden soll. Die 300 Meilen von Worcester in der Swartbergkette gelegenen Stalaktitengrotten, Congo-Caves genannt, sind noch niemals wissenschaftlich untersucht worden.

Dr. Eßelin, ein geborner Hesse, hatte die besondere Freundlichkeit, die Naturforscher der Novara-Expedition am folgenden Morgen nach den heißen Quellen von Brandvalley zu begleiten. Der Weg dahin, durch ein am Ende der Regenzeit theilweise überschwemmtes Thal führend, war für unsere Pferde außerordentlich anstrengend und ohne die Theilnahme unsers gütigen Führers, welcher den Weg genau kannte und die Leitung des Fuhrwerkes

durch die zahlreichen schauerhaften Sümpfe und Untiefen übernahm, hätten wir wahrscheinlich auf halbem Wege wieder umkehren müssen, oder wären, was noch schlimmer gewesen, völlig stecken geblieben. Nur mit unsäglicher Mühe gelangten wir durch das Thal von Worcester nach den Ufern des Breede Rivier oder breiten Flusses. Mehrere Male waren wir, um die Fortbewegung des Wagens zu erleichtern, bemüht auszustiegen und bis über die Knöchel im Wasser zu waten. Einmal wurde der Sumpf so tief, daß wir uns einer nach dem andern auf den Rücken unseres malayischen Kutschers tragen ließen, um nicht in den Morast zu sinken. In der Nähe des Flusses ist ein Bauernhof (Boeren plaats), dessen Besitzer es als eine Quelle des Erwerbes betrachtet, Reisende bei hohem Wasserstande in einem kleinen Rachen über den reißenden Strom zu setzen. Wagen und Pferde werden dann schwimmend hinüber befördert. Im Sommer dagegen reitet man ohne Schwierigkeit durch den Fluß, und dann sollen sogar mehrere Stellen desselben vollkommen austrocknen. Bei unserem Besuche im October 1857, am Ende der Regenzeit, hatte dieser stattliche Fluß eine Breite von 150 und eine Tiefe von 28 Fuß; wir fanden also hinlänglich Ursache den Beistand des Fährmannes in Anspruch zu nehmen. Man ging ganz systematisch zu Werke. Zuerst wurden die vier Pferde schwimmend, mit Stricken um den Hals, hinüber gezogen; dann brachte man die Gepäckstücke in einem Boot ans jenseitige Ufer. Endlich kamen der Wagen und die Menschen daran. Man glaubte den oberen Theil unseres Fuhrwerkes über dem Wasser schwimmend erhalten zu können, indem man rückwärts zwischen den beiden Rädern ein leeres wohlverschlossenes Faß festband. Dasselbe war aber nicht hinreichend das Gleichgewicht zu behaupten. Je mehr der Wagen vom Ufer sich entfernte, desto tiefer sank er in die Fluth, bis derselbe endlich in der Mitte des Flusses völlig umstürzte und bloß einige Speichen des linken Rades aus dem Wasser heraus ragten.

Wie nach einem überstandenen Wolkenbruche triefte unser Fuhrwerk von allen Ecken und Enden, als wir dasselbe am jenseitigen Ufer mit großer Mühe ans Land zu ziehen und wieder aufzurichten versuchten. Zum Glück waren vor dieser gefährlichen Passage alle Gegenstände, welche Schaden leiden konnten, aus demselben entfernt worden, und so machte das ganze Ereigniß nur den Eindruck eines heitern Abenteuers.

Gegen Mittag erreichten wir endlich die heißen Quellen von Brandvley oder Brandvalley. Die völlig offene, teichartige, an den minder zugänglichen

Punkten mit reicher Vegetation geschmückte heiße Quelle hat 100 Fuß im Umfange und ist von fast dreieckiger, an ihren Ecken abgerundeter Form. Mitten unter Bananen, Farren und Cactusarten schießen zahlreiche Individuen von *Calla aethiopica*, Silberpappeln, Tannenbäumen und Rohrgewächsen in wilder Ueppigkeit hervor. Ja selbst Früchte, wie Ananas, Mangos, und Rosenäpfel, welche in der Regel auf dieser Höhe nicht mehr gedeihen, kommen an den Ufern der Quelle zum Vorschein. Einzelne Zweige eines Rosenbaumes, welche wie ein grüner Baldachin über die heiße Quelle sich ausbreiteten und von den



Heiße Quellen von Brandvalley.

auffsteigenden Dünsten fortwährend durchwärmt und befeuchtet werden, sollen sogar doppelte Jahresernten haben. Wir selbst genossen das ganz eigenthümliche Schauspiel, dieselben bereits im schönsten Blüthezustande zu sehen, während die übrigen, entfernteren Theile des nämlichen Baumes noch kaum ganz belaubt waren. Das Wasser zeigte an den heißesten Stellen  $63^{\circ}$  C. bei einer Lufttemperatur von  $24^{\circ}$  C.; dasselbe ist ungemein klar, hat nicht den geringsten Geschmack und besitzt manche Aehnlichkeit mit der Thermalquelle in Wildbad Gastein. Von nicht mehr als 100 bis 150 Patienten im Laufe der Saison

(October bis April) besucht, wird die in einem ziemlich verwahrlosten Zustande befindliche Quelle hauptsächlich gegen chronische Uebel, rheumatische Affectionen, Scropheln, Rothlauf, Hautausschläge und andere böse Leiden gebraucht. In der Nähe fließt ein kleiner Bach mit einer Temperatur von 20° C. vorüber, der am Fuße eines benachbarten Hügels entspringt und das ganze Jahr hindurch Wasser genug besitzt, um eine Mühle in Bewegung zu setzen. Das einzige in der Quelle lebende Thier ist die Larve einer Tipularia, welche an einer Stelle vorkommt, wo das Wasser nur mehr 45° C. hat.

Am 14. August 1857 gegen elf Uhr Nachts sollen in Brandvalley rasch nach einander zwei Erdstöße von solcher Heftigkeit verspürt worden sein, daß sie die Bewohner aus ihrer nächtlichen Ruhe aufscheuchten. Mehrere kleine Häuschen hatten dadurch im Gemäuer Risse und Sprünge erhalten. Der Eigenthümer des Bades behauptete, die Erdstöße seien in Brandvalley weit heftiger gewesen als in Worcester, obschon dieses Städtchen kaum sechs englische Meilen davon entfernt liegt.

In Brandvalley nahmen wir Abschied von dem freundlichen Dr. Eßelin, der uns noch mit mehreren Büchern beschenkte, und setzten hierauf unsere Fahrt nach der Mission der mährischen Brüder in Genaadendal oder Gnadenthal im District Caledon fort. Unterweges trafen wir viele reisende Familien, die tief aus dem Innern des Caplandes kamen und ganze Heerden von Ochsen vor ihren unverhältnißmäßig langen, wohnzimmerähnlich eingerichteten Wagen ange-spannt hatten. Bei einbrechender Dunkelheit wird an einem beliebigen Punkte Halt gemacht, man läßt die Zugthiere auf der Trift weiden, bereitet im Freien ein Feuer und kocht sein Abendbrot. Pferde werden zu längeren Reisen nur selten verwendet, obschon dieselben sehr ausdauernd sind, besonders wenn man die Vorsicht gebraucht, sie nach landesüblicher Sitte alle zwei bis drei Stunden auszuspannen und, wenn auch nur für wenige Minuten, auf dem Felde sich wälzen zu lassen.

Da unsern beiden Kutschern der einzuschlagende Weg nicht bekannt war, so nahmen wir von Brandvalley aus einen schwarzen Führer, der uns bis zum nächsten Pachtthofe, wo wir übernachten wollten, zu Pferde begleitete. Wie man sich zuweilen zur Einfahrt in einen unsichern oder unbekanntem Hafen eines Piloten bedient, so erwies uns jetzt der flinke Negerjunge, der vortrefflich zu reiten verstand, als Lootse durch zahllose sumpfige, mit Wasser überdeckte Stellen vortreffliche Dienste. Rendèn war das einsame Gehöft eines holländischen Land-

wirthes Namens Praetorius, an den wir eine briefliche Empfehlung hatten. Als wir uns näherten, wurden wir durch das heftige Bellen losgelassener Hunde begrüßt, die sich im voraus an dem Zerfleischen einer unerwarteten Beute zu ergötzen schienen. Kaum wagten wir einen Schritt vorwärts zu thun. Endlich zeigte sich an der Hausthür ein Mann mit einer Laterne, dem bald die ganze Familie folgte, um sich zu überzeugen, wer wohl noch in so später Stunde des Weges käme. Wir übergaben den Brief, baten ihn denselben zu lesen und frugen, ob wir über Nacht Unterkunft finden könnten. Wir erhielten Einlaß und fanden bald die herzlichste Aufnahme. Man führte uns in sehr einfach eingerichtete, aber reinliche, nette Zimmer, und lud uns ein am Nachtmahl Theil zu nehmen. Es war eine sehr zahlreiche Familie. Vater und Mutter, echt holländische Figuren, saßen an der langen Tafel obenan, dann kam der Schwiegersohn, der die älteste Tochter geheiratet hatte, und hierauf bunt durch einander die Söhne und Töchter, die noch unverheiratet waren. Sie sahen alle gesund und kräftig aus, und ihre schwieligen Hände waren die schönsten Diplome ihrer Arbeitsamkeit und ihres Fleißes. Der jüngste Sohn sagte ein kurzes Gebet. Dann wurden in großen Schüsseln Rindfleisch, Kartoffeln, Schafffleisch und Gemüse, Brot, Butter und Käse herungereicht. Auch ein paar Flaschen Capwein eigener Fehsung machten die Runde. Obschon die Ansiedlung erst vor vier Jahren gegründet wurde, so war doch schon von der rührigen Familie unendlich viel geschehen, um den Boden ertragfähig zu machen und das Haus wohnlich einzurichten. Sogar ein kleiner Blumengarten war schon vor dem Wohngebäude angelegt. Die Haupteultur des ganzen Thales besteht in Weinbau, der hier einen sehr reichen Ertrag liefern soll.

Von Rendèn nach Gnadenthal sind vier Wegstunden. Die Straße führt über Donker's Hoef, einen ziemlich hohen Berg, dessen Höhe zu erklimmen unseren Pferden große Anstrengung kostete, obschon wir eine geraume Strecke zu Fuß gingen. Die breiten Sandsteinflächen entfalteten eine wundervolle Blumenpracht und gaben uns im Kleinen ein Bild der südafrikanischen Karroos,<sup>1</sup> jener berühmten 3000 bis 4000 Fuß hohen, terrassenartigen Thonflächen, welche, in der trockenen Jahreszeit dürr und steppenähnlich, während der Regenzeit sich rasch in die lachendsten Blumengefilde voll saftiger, alkalireicher Gewächse

<sup>1</sup> Die englische Bezeichnung „Karoo“ (sprich karruh) soll von karusa (im Hottentotten-Idiom „hart“) herkommen und sich auf die Beschaffenheit dieser Terrassen während der trockenen Jahreszeit beziehen, wo der rothe, stark eisenhaltige, mit Sand gemengte Thon so hart wie gebrannte Thonerde wird.

verwandeln. Wir fuhren über sechs Stunden, bevor wir wieder einen Pachtthof erreichten. Es war der Kleene Islea Plaats, in dessen Nähe der Sonderend-Rivier (Ohne-End-Fluß) vorbei fließt, das Besizthum einer freundlichen, gastlichen Familie von französischer Abkunft, deren Eltern während der Revolution im Jahre 1793 aus Frankreich emigrierten. Da gerade Sonntag war, befand sich das Hausgesinde in der „Kerk“, und man konnte uns nur Schafffleisch, Syrup, Butter und Brot bieten. Vor und nach dem Essen sagte die alte biedere Hausfrau ein kurzes Tischgebet. Auch hier bemerkten wir, daß sich die im Lande von europäischen Eltern Geborenen gemeinhin „Afrikaner“ nennen; bloß die Engländer machen hievon eine Ausnahme und bleiben mit hartnäckiger Ausdauer „Englishmen“.

Die Fahrt von Kleene Islea Plaats nach Gnadenthal ist äußerst lieblich. Man sieht diese Herrnhuteransiedlung erst, wenn man schon in den zwischen hohen Bäumen gelegenen Ort selbst hinein fährt. Es überrascht nicht wenig, nachdem man sich noch weit davon entfernt glaubt, plötzlich, am Ende eines freundlichen Thales, am Eingang der Bavian's Kloef, mit einer Biegung sich mitten in der Ansiedlung selbst zu befinden. Wir stiegen im sogenannten Logement ab, einem für fremde Besucher bestimmten Unterkunfts-hause, das ebenfalls von einem Bruder nach den Gesetzen der Gemeinde verwaltet wird. Die Häuser der Hottentotten liegen auf den Hügeln der Umgebung zerstreut und machen durch ihr ärmliches Aussehen einen traurigen Eindruck. Sie sind aus Lehm gebaut, sehr nieder, wie für eine kleinere Menschenrace berechnet und haben selten Fenster, so daß die Thür zugleich die einzige große Oeffnung im ganzen Bau ist. Unser malayischer Kutscher spottete darüber und nannte sie Oete Kripp (Ochsenkrippen). Es giebt indeß dreierlei Gattungen von Wohnhütten, welche zugleich einen Gradmesser für die socialen und pecuniären Verhältnisse der sie bewohnenden Hottentottenfamilien bieten. Die erste Gattung, welche bloß aus einem einzigen Raume besteht, der sowohl zum Kochen wie zum Arbeiten und Schlafen dient und durch eine niedere schmale Thüröffnung allein Luft und Licht empfängt, ist die häufigste und gewöhnlichste und mag vielleicht nicht unpassend mit einem großen Bienenkorbe verglichen werden. Die nächste Gattung ist besserer Art und zeichnet sich von der erstern hauptsächlich dadurch aus, daß sie einen zweiten abgetheilten, wennschon finstern Raum zum Schlafen besitzt. Die dritte Gattung endlich, die mindest ärmliche, besteht aus einem großen, fast leeren Raume zur Wohnung und einem Anbau an jeder

Seite, von welchen der eine zum Kochen, der andere zum Schlafen benützt wird. Die geringe Ventilation, der dumpfe, feuchte Zustand dieser Wohnstätten, verbunden mit schlechter Nahrung, mögen als die Hauptursachen der wenig günstigen Gesundheitsverhältnisse der farbigen Bewohner von Snadenthal angesehen werden, unter denen, besonders aber unter der weiblichen Bevölkerung, Pulmonien sehr häufig sind.

Wir hatten Empfehlungsbriefe an den Superintendenten der Gemeinde Dr. Köbling und an den Arzt und Pharmaceuten Dr. Moser, einen gebornen Würtemberger, mitgebracht und erfreuten uns der zuvorkommendsten, herzlichsten Aufnahme. Die letzte Stunde des scheidenden Tages benützten wir noch zu einem Gange nach den Hügeln der nächsten Umgebung, um die ganze Niederlassung mit Einem Blicke überschauen zu können. Die Hauptgebäude derselben, Kirche, Schule, Werkstätten, Verkaufsladen und Wohngebäude der Missionäre sind auf einem viereckigen Platze vereinigt, dem eine Anzahl hochstämmiger, dicht belaubter uralter Eichen ein düsteres, elegisches, aber für den Ort höchst charakteristisches Aussehen geben. Sämmtliche Gebäude haben einen fahlen, grauen, gleichförmigen Anstrich. Dicht hinter diesen Bauten befindet sich ein großer Garten, der bis in die Bavian's Kloef oder Pavianschlucht reicht, in welcher noch gegenwärtig viele Affen, Antilopen und Zebra's getroffen werden sollen. Neben den Gemüsegärten ist der Friedhof der Brüdergemeinde, wie es scheint zugleich ein beliebter Promenadeort meditirender Genossen.

Die am Fuße mächtiger Sandsteingebirge von drei- bis viertausend Fuß Höhe am Eingange einer Gebirgsschlucht gelegene Ansiedlung wurde durch den Herrnhuter Georg Schmidt aus Mähren im Jahre 1737 gegründet, der sich fünfundfünfzig Meilen östlich von der Capstadt, nahe beim Fluß Serjeants, mit einer Anzahl von Hottentotten, die er im Christenthume zu unterrichten begann, niederließ und den Ort Bavian's Kloef nannte. Erst im Jahre 1806 erhielt die Ansiedlung den schönen, den frommen Bestrebungen der Brüdergemeinde entsprechenderen Namen Snadenthal. Dieselbe zählt dermalen 3100 Seelen, meist eine Kreuzung zwischen Hottentotten und Mozambique-Negern, von welcher letztern sich seit der Slavenemancipation im Jahre 1826 eine große Anzahl hier niedergelassen hat. Die Ansiedler sind theils Landwirthe, theils Industrielle; Messerschmiede, Wagenmacher, Gerber, Tischler, Müller und dergleichen. In den Werkstätten herrscht musterhafte Reinlichkeit. Bei der allgemeinen Industrieausstellung in London im Jahre 1851 haben die Holzarbeiten

der Hottentottentischler in Gnadenthal eine "honourable mention" errungen, und dieses schöne Zeugniß der Anerkennung ihrer Leistungen hängt nun unter Glas und Rahmen im Bibliothekszaale der Brüdergemeinde. Es wundert uns, daß den Messerschmiedarbeiten nicht eine ähnliche Auszeichnung zu Theil wurde, denn in dieser Beziehung liefern die Hottentotten zu Gnadenthal,



Kirche von Gnadenthal.

sowohl was Qualität als Billigkeit betrifft, wahrhaft Erstaunliches. Die Arbeiter empfangen einen bestimmten Wochenlohn, den sie nach Belieben verwenden mögen. Der Erlös für die verschiedenen Fabricate aber gehört der Gemeinde und wird zur Bestreitung der Unkosten und Erhaltung der Mission verwendet. Die Bewohner von Gnadenthal sind bloß durch ein religiöses Band

mit der Gemeinde verbunden, und nur wer sich zu den Grundsätzen der mährischen Brüder bekennt, darf dauernd unter ihnen weilen. Die Feldarbeiter, welche sich an fremde Wirthschaften verdingen, leben oft Monate lang außerhalb der Ansiedlung und kehren erst nach vollendeter Aussaat oder der Ernte wieder nach Gnadenthal zurück.

Die Hauptnahrung der Bewohner besteht in Mais, Bohnen, Kürbissen, Reis, Früchten, Thee, Kaffee und zuweilen auch in Schafffleisch. Wein ist in der ganzen Ansiedlung streng verboten.

Ob schon die ersten Ansiedler von Gnadenthal Vollbluthottentotten waren, so sprechen doch gegenwärtig kaum mehr als fünf oder sechs das Idiom ihrer Väter, alle andern sind bloß der holländischen Sprache kundig. Der Superintendent hatte die Güte, uns einen alten blinden Mann Namens Sebastian Hendrick vorführen zu lassen, welcher im Jahre 1775 in der Colonie von Hottentotteneltern geboren wurde, „een opregt Hottentot“ wie er sich selbst nannte, und der sich noch einer Anzahl von Phrasen in seiner Muttersprache mit ihren wunderlichen Schnalzlauten erinnerte; dagegen wußte er nicht mehr das Geringste von den Sitten, Gebräuchen und Sagen jener Nation zu erzählen, welcher er durch Geburt und Lebensweise angehörte. Im Bibliotheksjaale der Brüdergemeinde, wo diese Unterredung stattfand, zeigte man uns unter anderen Dingen auch eine Anzahl von Zeichnungen, welche Hottentotten- und Kaffernknaben ausgeführt hatten und die zu sehr schönen Hoffnungen berechtigten. Ueberhaupt ist es ein erfreuliches Zeichen geistigen Fortschrittes, daß man in der Büchersammlung auch vielen naturwissenschaftlichen Werken begegnet.

Wir fanden gleichfalls Gelegenheit einer Singstunde in der Kirche beizuwohnen, einem äußerst einfachen, im Jahre 1800 errichteten Holzgebäude mit weiß angestrichenen Wänden, einer geräumigen Gallerie und einer zierlichen Orgel, dem Geschenk einer menschenfreundlichen Hamburger Dame, welche im Jahre 1843 aus Gesundheitsrücksichten einige Monate in der Capstadt zubrachte und bei dieser Gelegenheit die mährische Brüdergemeinde in Gnadenthal besuchte. Einer der Missionäre saß in der Mitte des Bethauses vor einem einfachen, mit grünem Tuch bedeckten Tische und sang in holländischer Sprache Vers für Vers eine Hymne vor, welche unter Orgelbegleitung von der ganzen versammelten Gemeinde laut nachgesungen wurde. Männer und Frauen saßen von einander getrennt, die ersteren links, die letzteren rechts vom Geistlichen auf schlichten Holzbänken. Die Kirche war nur mit wenigen Talgkerzen beleuchtet,

aber die Andacht der Gemeinde schien durch das einfache prunklose Aussehen und das mystische Dunkel der Versammlungshalle noch zu gewinnen.

Am folgenden Morgen, es war der 12. October, hatten einige Brüder die Aufmerksamkeit, in unserer Gegenwart eine Prüfung der Zöglinge des Lehrer-Seminars vorzunehmen, damit wir uns persönlich von deren Fortschritten in den verschiedenen Gegenständen des Unterrichts überzeugen mochten. Dieses Seminar zur Heranbildung tauglicher Lehrer wurde erst im Jahre 1838 durch eine großmüthige Unterstützung des sächsischen Grafen Schönburg gegründet und wird von diesem Menschenfreunde jährlich fortwährend so freigebig bedacht, daß dessen Fortbestand vollkommen gesichert erscheint. Gegenwärtig befinden sich 14 Zöglinge (Hottentotten, Kaffern und Mischlinge) im Seminar. Im Ganzen wurden seit dem Jahre der Gründung 50 Jünglinge aufgenommen, von denen sich jedoch nur die Hälfte für das Lehreramts brauchbar erwies. Bis zum Jahre 1856 wirkten bereits 22 Zöglinge im Dienste der Gemeinde, 14 waren als unfähig wieder ausgetreten und 14 befanden sich noch im Seminar. Dieselben treten in einem Alter von zehn bis fünfzehn Jahren ein, werden sechs Jahre hindurch unterrichtet, beköstigt und bekleidet, und sodann ohne weitere Obliegenheit gegen die Gemeinde, welche sie erzogen, als Lehrer und Verbreiter des Christenthums in die entferntesten Theile der Colonie entsendet. Die Prüfung dieser Zöglinge fand im geräumigen Bibliothekszaale statt, welchen das Bildniß eines der verdienstvollsten Brüder, des ehrwürdigen C. F. Latrobe, schmückt, der in den Jahren 1815 und 1816 Südafrika als Missionär besuchte und zwei Jahre später sein interessantes Reisetagebuch in London im Druck erscheinen ließ. Das Examen begann damit, daß ein Mestize von ungefähr sechzehn Jahren, der Sohn eines Mulatten und einer Hottentottinn, Clavier spielte. Derselbe zeigte große musikalische Begabung, hatte einen hübschen gewandten Vortrag und spielte außer Clavier noch Orgel, Violine und Violoncell. Hierauf wurden an die anwesenden Zöglinge verschiedene Fragen über Geographie und Geschichte gestellt. Leicht begreiflicher Weise bewegten sich dieselben hauptsächlich auf englischem Boden. Die Befragten wußten überraschend viel von Liverpool, London, Manchester, Dublin, von der Themse und der Westminsterabtei zu erzählen. Was einigermaßen störend wirkte, war die sonderbare Sitte, daß stets alle Zöglinge zugleich antworteten und der eine dem andern durch Ueberschreien seine größere Vertrautheit mit dem verhandelten Gegenstande zu erkennen zu geben glaubte. Der Lehrer richtete zum Beispiel eine Frage an einen Schüler und alle

schrieten wie aus einer Kehle im Chor die Antwort zurück. Im Ganzen aber war es höchst überraschend und bezeichnend, Hottentotten, Kaffern und Neger an der Südspitze Afrika's von England und seiner tonangebenden Größe als commercielle, maritime und industrielle Macht erzählen zu hören. Schon der Jugend wird dadurch Achtung eingeflößt für das Mutterland und seine große Nation. Zum Schlusse sangen die sämtlichen Zöglinge in holländischer Sprache „Bergmanns Gruß“ und das ergreifend schöne Lied „Wenn Menschen aus einander gehen“ von Mendelssohn. — Bevor wir das trauliche Gnadenenthal verließen, frühstückten wir noch mit den Missionären im Speisehaus. Sie sind alle verheiratet und führen ihre Wirthschaft gemeinschaftlich, daher sie auch die verschiedenen Mahlzeiten an einer Tafel mit ihren Familien einnehmen. Eine der Frauen bedient abwechselnd den Tisch. Nirgends ist eine Bevorzugung bemerkbar und kaum ist ein herrlicheres Einvernehmen denkbar, als es zwischen den anspruchslosen Familien gläubenseifriger Missionäre zu Gnadenenthal besteht.

Als wir uns zur Abreise anschickten, packte Dr. Moser noch rasch eine Anzahl interessanter naturwissenschaftlicher Gegenstände zusammen, welche derselbe der kais. Expedition zur Erinnerung an Gnadenenthal verehrte. Unter diesen Geschenken befanden sich auch zwei werthvolle Büchlein, nämlich ein von einem Herrnhuter Namens Gottfried Haensel zu Anfang dieses Jahrhunderts geschriebenes Werkchen über die nikobariischen Inseln und eine von dem verdienstvollen Dr. Moser verfaßte medicinisch-naturhistorische Abhandlung über Gnadenenthal. In Betreff der verschiedenen Raummittel der Hottentotten, welche dieselben benützen, um sich in einen Zustand der Betäubung und Aufregung zu versetzen, fanden wir in dieser interessanten Schrift folgende Mittheilungen. Das beliebteste Raummittel sind die zerriebenen Blätter von *Leonitis leonurus*. Diese Pflanze, welche in großer Menge in und außerhalb von Gnadenenthal vorkommt, wird von den Eingeborenen Dagga, zuweilen auch Tacha oder Taffa genannt, und diese Verschiedenheit in der Aussprache ist wahrscheinlich Ursache, daß wir in Berghaus' „Völker des Erdballs“ dieses berühmte Rauch- und Raummittel sogar mit „Donha“ bezeichnet finden. Interessant ist, wie das Geschick dieser Pflanze mit dem Schicksale der Hottentottenbevölkerung eng zusammenhängt. An vielen Orten wird sie ausgerottet, um die Urbewohner leichter des Kauens zu entwöhnen; auf andern Punkten dagegen wird *Leonitis leonurus* eigens gebaut, um die Hottentotten anzuziehen und, unbekümmert um den sittlichen

Einfluß, dadurch dem Mangel an Arbeitskräften abzuhelpfen. Ein anderes Betäubungsmittel, und zwar das bei weitem verbreitetste, ist der wilde Hanf (*Cannabis sativa*), von dem die Eingeborenen die getrockneten Blätter rauchen. Dr. Juriz, einer der angesehensten Apotheker der Capstadt, versicherte uns, während seines früheren Domicils in Stellenbosch aus Geschäftsrücksichten gezwungen gewesen zu sein, stets eine große Quantität von wildem Hanf für die Eingeborenen zum Verkaufe vorräthig zu haben. Das Gift, womit die Buschmänner ihre Pfeile für den Feind so gefährlich und furchtbar machen, soll aus *Cestrum venenatum* bereitet werden.

Unter den in Snadenthal vorkommenden, für die Wissenschaft wichtigen animalischen Stoffen ist der mit den Excrementen vermischte Harn des Klippdachs (*Hyrax capensis*) oder das sogenannte Hyraceum, welches als dunkelbraune, bald zähe, bald harte Masse von penetrantem Geruche in maulwurfslochähnlichen Höhlen gefunden wird, unstreitig von der größten Bedeutung. Dieser getrocknete Unrath wird von den Hottentotten gegen hysterische Beschwerden mit großem Erfolge gebraucht. Die Naturforscher sind der Ansicht, daß der „Saphan“ der Bibel, von welchem im dritten Buche Moses 11. C. 5. B. und in den Sprichwörtern 30. C. 26. B. Erwähnung geschieht und nach der Uebersetzung Martin Luthers als ein Kaninchen gedeutet wurde, eine Klippdachsart und zwar der syrische Klippdachs sei.

Auf dem Wege von Snadenthal nach Caledon, wohin eine ganz vortreffliche, völlig ebene Straße führt, erblickten wir eine große Anzahl von Silberpappeln mit den Nestern eines Webevogels (*Hyphantornis*). Auf einem einzigen Baume zählten wir vierzig solcher merkwürdig gebauter Hängenster.

Caledon ist ein freundlich aufstrebendes Städtchen, berühmt als Centralpunkt des Schafwollhandels, so wie wegen der in seiner Umgebung befindlichen Thermalquellen. Dieselben liegen ungefähr eine halbe Wegstunde außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe in romantisch reizender Nachbarschaft, sind eisenhaltig und von einem ziemlich bedeutenden Hitzegrad. Noch im Badehaus, eine viertel Stunde vom Ursprung der Quelle entfernt, zeigt das Thermometer, in die gefüllte Steinwanne gehalten, 38 bis 40° C. Bei ihrem Ausflusse hat die eine Quelle 47°, die zweite 46° C. Die Farbe des Wassers ist ochergelb. Von der Terrasse des Badehauses eröffnet sich den Blicken ein großartiges Landschaftsgemälde, mit einem herrlichen Gebirgszuge im Hintergrunde und dem imposanten Thurme Babel, wie die Bewohner die höchste Bergspitze der Umgebung nennen.

Caledon hat 600 Einwohner. Vor ungefähr zwanzig Jahren wurden im ganzen Diſtrict nicht mehr als 10 Ballen Schafwolle gewonnen. Gegenwärtig werden über 800.000 Pfund Schafwolle jährlich verſchifft! Ein Merinoſchaf liefert 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Pfund Wolle im Werthe von 1 Schilling 2 Pence bis 1 Schilling 4 Pence per Pfund. Außer Caledon ſind die Haupt-Schafwoll-diſtricte der Cap-colonie Swellendam, Beaufort und Graaf Reinet. Alle dieſe Diſtricte zuſammen führen jährlich an 15 Millionen Pfund Schafwolle im Werthe von 1 Million Pfund Sterling aus. Seit zwei Jahren iſt die Schafwollzucht in der ganzen Colonie um 30 Procent geſtiegen, und man hat daher in dem letzten Jahre den höchſt koſtspieligen Verſuch gemacht, die Angora-Ziege einzuführen, in der Abſicht, durch eine Kreuzung mit der einheimiſchen, wolleloſen Ziege die Wollproduction zu vermehren.

Der Weg nach Sommerſet Weſt führt über den höchſt maleriſchen Hauwhook-Paß und den gewaltigen Sir Lowry's Paß, Gegenden, welche unſeren ſteiriſchen Alpenlandschaften kaum an Mannigfaltigkeit und Großartigkeit nachſtehen. Am höchſten Punkt des letztern Gebirgspasses, welcher ſelbſt Baine's Kloef an Größe und Ausdehnung übertrifft, ſteht man wie auf einer Burgruine, von welcher das Auge die ganze umliegende Gegend mit einem Blick zu beherrſchen vermag. Im Südosten und Osten ragt noch der Hauwhook-Paß empor, während im Süden und Weſten das reizende Sir Lowry's Thal und tiefer im Hintergrunde die trauliche Anſiedlung von Sommerſet Weſt zum Vorschein kommt, und rings herum unabſehbare, üppige Grasflächen ſich ausdehnen, die nur des Anbaues harren, um reichlichen Ertrag zu liefern.

Sommerſet Weſt, eine hübſch gebaute, zierlich ausgelegte Anſiedlung, welche vorläufig erſt aus einer einzigen Straße beſteht, unterhält bereits einen ſo regen Verkehr mit der Hauptſtadt, daß ſich eine tägliche Omnibusfahrt für den Unternehmer vortheilhaft erweiſt. Wir fahren noch bis Sandvliet, dem Beſitzthume einer der angeſehenſten und älteſten Familien der Colonie, Namens Cloete, wo wir die Nacht zubrachten, um am folgenden Morgen in Begleitung unſeres gaſtlichen Hauswirthes eine in der Nähe befindliche Grabſtätte eines malayiſchen Propheten zu beſuchen. Wir fühlten uns unter dieſen gemüthlichen Menſchen bald ſo heimlich wie am eigenen Familienherd. Man ſang, lachte und ſcherzte bis ſpät in die Nacht hinein. Ein lebenswürdiges Töchterchen des Hauſes wollte uns durch den Vortrag deutſcher Lieder eine beſondere Aufmerkſamkeit erweiſen und brachte uns in nicht geringe Verlegenheit, als ſie in dem bekannten

Liede statt „Scheiden thut weh“ mit großem Pathos immer „Schneiden thut weh“ sang. —

Am folgenden Morgen fuhren wir nach dem eine halbe Stunde von Sandvliet entfernten, auf einem kleinen Hügel, den sogenannten Macassar Downs gelegenen Grabmal (Krammat oder Brammat) eines malayischen Propheten.



Sikh Joseph's Grabmal.

Dieser noch im Tode so viel verehrte Mann war angeblich ein directer Nachkomme Mohameds, Namens Sikh Joseph, welcher, durch die holländische Regierung aus politischen Gründen aus Batavia verbannt, sich vor ungefähr hundertfünfzig Jahren in der Colonie niederließ, in der Nähe von Sandvliet starb und daselbst begraben wurde. Eine eigene Deputation kam aus

Malakka nach der Capcolonie, um den Leichnam des verstorbenen Propheten abzuholen und nach seinem Geburtslande zu überführen. Beim Ausgraben ergab sich, daß der kleine Finger des Propheten fehlte und trotz der angestrengtesten Nachsuchungen nicht mehr aufgefunden werden konnte. Dieser Umstand schien für gläubige Gemüther hinreichend, um auf jener Stelle, wo der kleine Finger eines malayischen Propheten verborgen lag, ein Denkmal zu erbauen. Und noch jetzt pilgern von Zeit zu Zeit die Malaken der Colonie nach jenem Mausoleum, um daselbst ihre religiösen Gebräuche zu verrichten.

Zu dem Grabmale, welches von außen höchst unansehnlich ist und mit Ausnahme eines kleinen spitzen Thürmchens sich nur wenig von einem ganz gewöhnlichen Wohnhause unterscheidet, führen eine große Anzahl steinerner Stufen. Den Eingang bildet ein niederes Gewölbe, eine Art Vorbau, welcher die Façade noch mehr entstellt und einem Kellerhause weit ähnlicher sieht, als dem Portale eines Mausoleums. Ueber dem Bogen dieses Gewölbes steht eine, mit einem Griffel in den Stein gegrabene arabische Inschrift; dieselbe ist aber dermaßen mit Mauerfarbe übertüncht, daß sie bereits fast unleserlich geworden. Nach einigen entzifferten Worten scheint sie den ersten Satz des Korans zu enthalten.

Der innere Raum, an zwei Seiten in höchst störender Weise mit modernen Glasfenstern versehen, hat die Größe eines gewöhnlichen Zimmers und ist ungefähr 12 Fuß lang, 9 Fuß breit, 7 Fuß hoch. In der Mitte desselben erhebt sich das Denkmal, zu dem mehrere gemauerte Stufen führen. Ungeheure Massen ungewaschener weißer Leinwand sind über dasselbe aufgehäuft und erscheinen stellenweise mit einer braunen, wohlriechenden Flüssigkeit (dupa) übergossen. Wo der Kopf Sidi Joseph's ruht, so wie zu dessen Füßen sind auf der Leinwand mit dem ausgegossenen Wohlgeruch verschiedene Figuren gezeichnet, ähnlich der Glasirung auf Torten. Dieselben haben sich ganz zufällig durch das Ausgießen der Flüssigkeit gebildet, und es wäre unrecht, denselben irgend eine tiefere Bedeutung beizumessen. Das Denkmal ruht auf vier hölzernen Säulen mit kegelförmigen Spitzen oder Aufsätzen und ist sehr reichlich mit feinem weißen Mouffelin decorirt, was dem Ganzen völlig das Aussehen eines altenglischen Bettes mit seinem ganzen Aufwand an Draperie und Vorhängen giebt. Während ringsherum Teppiche ausgebreitet sind, stehen am obern und untern Ende des Sarkophags kleine, grün- und weißfarbige Fähnlein. Das ganze Innere ist wie durchräuchert von den Wohlgerüchen, welche gläubige malayische

Pilger von Zeit zu Zeit, namentlich aber nach der vierzigtägigen Fastenzeit, hier verbrennen oder auch an den Stufen des Grabes in Fläschchen und Papierdüten zurück lassen. Sie bringen bei solchen Gelegenheiten stets noch Kerzen und Leinwand zum Opfer, mit welcher letzterer sie immer von neuem das Grab überdecken, so daß sich bereits ein Berg von weißer Leinwand über der steinernen Unterlage erhebt. Während ihrer Gebete küssen sie unablässig dieses Weißzeug, und da sie fortwährend Tabak kauen, so bringt diese üble Sitte an vielen Stellen häßliche, ekelerregende Flecken hervor.

Auf dem nämlichen Hügel, den das Grabmal Sikh Joseph's einnimmt, befinden sich noch neun Gräber angesehenener Malayen in freier Erde, ringsum mit sorgfältig gelegten Steinen eingefast und gleichfalls mit großen breiten Streifen gebleichter Leinwand überdeckt, die oben und unten, zum Schutze wider



Malayengrab.

Unbill und Wetter, mit einigen Steinen beschwert sind. Beim Kopf und zu den Füßen jedes Begrabenen liegt ein einzelner größerer Stein. Früher sollen die in der Nachbarschaft wohnhaften Neger zuweilen diesen Leinwandvorrath benützt haben, um sich, ohne viel Bedenken, Hemden daraus zu machen. Seitdem aber ein kluger malayischer Priester die Sage verbreitete, daß ein solcher schwarzer Leinwanddieb plötzlich alle Finger verloren hatte, bleiben die Gräber dieser Todten unberührt und unentweicht.

Am Fuße des Hügels befinden sich einige kleine halbverfallene Bauten aus einer großen, roth, weiß und gelb bemalten Halle, einem kleinen Gemache und einer Küche bestehend, sämmtlich im schmutzigsten, verwahrlochtesten Zustande. Hier sollen die Moslims gewisse Gebete verrichten, bevor sie den Hügel besteigen und das Grabmal selbst besuchen. Ueber der Thür dieses eigenthümlichen

Bethausen sind gleichfalls einige Worte in arabischer Schrift eingegraben, die aber schon völlig unleserlich sind.

Vom malayischen Krammat aus unternahmen wir noch einen ziemlich mühevollen Gang nach den Downs oder Sanddünen, welche sich hier die ganze Küste entlang hinziehen, und auf denen der bereits erwähnte Wachsstrauch in großer Menge wild wächst und sichtbar die weitere Ausbreitung des Flugsandcs verhindert. Der Erste Rivier (erste Fluß) kann als die Scheide zwischen den Sanddünen und dem vegetabilen Boden betrachtet werden.

Noch am selben Abend verließen die Naturforscher der Expedition das gastliche Zandvliet, nachdem sie noch vom Hauswirthc mit einer schönen Sammlung von einheimischen Früchten aus Port Natal beschenkt worden waren. Ueberall mit Zuorkommenheit und Auszeichnung aufgenommen, von allen Seiten in unsern Bestrebungen auf das theilnehmendste unterstützt, kamen wir so reich bepackt mit naturhistorischen Gegenständen aller Art zurück, daß der Wagen, als wir jetzt durch die breiten Straßen der Capstadt fuhren, ein wesentlich verschiedenes Ansehen von jenem bot, welches derselbe bei unserer Ausfahrt zeigte. Der kleinste Raum war benützt, das Erworbene unterzubringen, selbst zwischen den offenen Fenstern hingen die beutelähnlichen Webervogelnester, und die dünnen Stäbe, welche das Dach trugen, waren mit riesigen Blumensträußen umwunden. Kurz der ganze Wagen mit seinem bunten Inhalte glich einer heimkehrenden Hochzeitskutsche, so festlich heiter war er geschmückt.

Während unsers Aufenthaltes in der Capcolonie herrschte unter den Landwirthcn der westlichen und östlichen Districte noch große Niedergeschlagenheit über eine Seuche, welche binnen zwei Jahren 64.850 Stück Pferde im Werthe von 525.000 Pfund Sterling hinweggerafft hatte.<sup>1</sup> Viele Landwirthc gaben in Folge davon die Pferdezcucht ganz auf und widmeten sich von nun an hauptsächlich der Schafzucht. Die Heimsuchungen von dieser Krankheit sind zwar nicht erst neueren Datums, allein sie kamen bisher in so langen Zwischenräumen vor, daß man ihnen kaum einige Aufmerksamkeit schenkte und ihrer Wiederkehr ohne besondere Bangigkeit entgegen sah. Die Pferdescuche, im Caplande in der Regel endemisch, nahm nur alle zwanzig Jahre, aus bisher unerklärten Ursachen, einen epidemischen Charakter an und breitete sich sodann über

<sup>1</sup> Fast gleichzeitig waren 92.793 Rinder (Zugochsen, Kühe, Kälber) einer Lungenkrankheit zum Opfer gefallen, und zwar schreibt man die erste Ursache dieser bössartigen Seuche (Pleuropneumonia) einigen Stieren zu, welche im Jahre 1854 in einem kranken Zustande aus Holland importirt worden waren.

einen größern Flächenraum aus, wie dies in überraschender Regelmäßigkeit in den Jahren 1780, 1801, 1819, 1839 und 1854 der Fall war. Man hatte bisher keine andere Vorsicht gebraucht, als, sobald die Krankheit ausbrach, die Pferde von ihren Grasplätzen nach Ställen oder gedeckten Schuppen zu treiben und dort mit Futter zu versorgen, indem der nächtliche Thau als eine Hauptursache der Seuche betrachtet wurde. Ein Beamter in Stellenbosch wollte sogar behaupten, daß der während der Pferdeseuche gefallene Thau völlig bitter schmeckte und eine ungewöhnliche, bräunliche Farbe hatte. Merkwürdiger Weise zeigten sich an Schweinen, Hunden und Raubvögeln, welche von den an der Seuche verendeten Pferden fraßen, nicht die geringsten Krankheits Symptome, während der Genuß des gesotteneu oder gebratenen Fleisches von Schafen, welche bereits den Keim zu dieser Krankheit in sich trugen, auf den Menschen höchst schädliche Folgen äußerte. Nach Dr. Livingston sollen dadurch bössartige, brandige Geschwüre erzeugt werden, die, wenn sie an edleren Theilen des Körpers zum Vorschein kommen, sogar den Tod herbeiführen. Diese durch zahllose Beispiele begründete Wahrnehmung widerspricht der Behauptung französischer Aerzte und Physiologen, daß die Schädlichkeit des Giftes in solchen Fällen durch den Kochproceß vollkommen neutralisirt werde. Bei der Wichtigkeit der Erscheinung für eine landwirthschaftliche Colonie konnte es zwar nicht fehlen, daß sich rasch zahlreiche Männer bemühten, die Grundursache dieser verheerenden Seuche zu erforschen, aber es bleibt immer auffallend und bezeichnend für den Culturzustand des Caplandes, daß binnen wenigen Jahren hundert und zwölf Autoren die Pferdeseuche zum Gegenstand umfassender Abhandlungen machten. Als Endresultat dieser vielfachen Untersuchungen ergab sich: daß die Pferdeseuche epidemisch, aber nicht contagiös ist, daß Pferde, vor Sonnenuntergang in den Stall getrieben und nicht früher auf die Weide gelassen als bis der Thau vom Grase verschwunden, in der Regel von Anfällen befreit sind; daß selbst Pferde, welche in der Nacht in offenen Viehständen oder an Orten zubrachten, wo sich eine Anhäufung von Dünger befand, der Seuche leichter entgingen als wenn man sie Tag und Nacht über völlig im Freien ließ, und daß endlich Pferde, für welche keine gedeckten Räume vorhanden waren, mit großem Vortheile nach gebirgigen Gegenden und trockenen Landstrichen gebracht wurden. Die angewandten Mittel, welche am meisten Erfolg hatten, bestanden in einem starken Aderlaß fast bis zur Erschöpfung des Thieres gleich im ersten Stadium der Krankheit, so wie in der Verabreichung von 1 Drachme

Brechweinstein und 2 Drachmen Kalomel oder später von 30 Gran Brechweinstein zweimal des Tages.

Eine andere furchtbare Plage für die Ansiedler in den südwestlichen Theilen des Caplandes ist jenes unscheinbare, berüchtigte Insect, die Tsetsefliege (*Glossina morsitans*), welche unter Pferden und Rindern durch ihren Stich so schreckliche Verheerungen anrichtet, daß einzelne Landstrecken gar nicht bewohnbar sind, ja daß sogar bloß das Durchwandern derselben von Karawanen für die Thiere tödtlich wird. Man begegnet dem Insecte hauptsächlich auf Gesträuchen und in Gebüsch, höchst selten im offenen Lande; dasselbe ist von der Größe unserer gewöhnlichen Zimmerfliege, nur sind die Flügel etwas länger. In der Farbe gleicht es der gewöhnlichen Biene. Die Tsetsefliege ist ungemein lebhaft, und selbst die geschicktesten Versuche, sie mit der Hand zu fangen, mißlingen in der Regel; nur in der Kühle des Morgens und des Abends ist sie weniger flüchtig und rasch. Ihr eigenthümliches Summen wird kein Reisender mehr vergessen, der es jemals vernommen. Das Gift, das sie mit sich führt, ist dermaßen heftig, daß der Stich von drei bis vier Individuen hinreicht, den kräftigsten Ochsen zu tödten. Manche Thiere sterben bald nach dem Stiche, besonders wenn sie vollkommen gesund sind oder nach starkem Regensfalle, die meisten aber siechen noch Wochen lang hin und erblinden zuweilen sogar noch, bevor sie verenden. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß der Stich dieses Insectes auf Hunde, obschon mit Milch genährt, tödtlich wirkt, während Kälber und andere junge Thiere, so lange sie saugen, von dem bösen Einflusse der Tsetsefliege völlig verschont bleiben. Ueberhaupt scheint sich die Gefahr bloß auf Hausthiere zu beschränken, indem wilde oder verwilderte Thiere, wie Buffalo's, Zebra's, Schakale, Ochsen, Pferde u. s. w. von diesem Insecte nicht das geringste Leid zu befürchten haben, ja noch mehr, es verwundet sogar den Menschen ohne die geringsten üblen Folgen. Das Gefühl, welches ihr Stich auf der Hand oder einem andern Theile des menschlichen Körpers verursacht, wird von Reisenden, welche die Tsetse-districte durchwanderten, mit dem eines anderen kleinen, zwar nicht gefährlichen aber höchst lästigen Insectes, des Flohes, verglichen. Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: was für eine Eigenschaft ist es wohl in der Domesticirung, welche Hausthiere für dieses Gift empfänglich macht? Glücklicher Weise hat die Tsetsefliege einen bestimmten Verbreitungsbezirk im Südwesten des Caplandes, den sie niemals wechselt oder ausdehnt. Der Landwirth mag sein Rindvieh ruhig an der einen Seite eines Flusses weiden lassen, obgleich das entgegengesetzte

Ufer Schwärme jenes gefährlichen Insectes umsummen. Sind die Eingeborenen, welche die Localitäten, wo die Tsetsefliege haust, genau kennen, aus was immer für einem Grunde gezwungen ihre Weideplätze zu ändern und das Territorium der Tsetsefliege mit ihrem Viehstande zu überschreiten, so wählen sie in der Regel mondhelle Winternächte, indem das Insect während der Stunden der Ruhe in der kalten Jahreszeit angeblich die Thiere nicht behelligen soll.

Gleichwohl sehen jährlich viele Reisende, deren Zugoßsen und Pferde durch dieses verheerende Insect getödtet werden, nicht nur ihren Reisezweck vereitelt, sondern es erscheint durch den Verlust aller Beförderungsmittel auch ihre persönliche Sicherheit ernstlich bedroht. Anderson erzählt in seinem schönen Werke über den Ngami-See, daß einige zwanzig Eingeborene vom Stamme der Griqua's, welche sich im Nordwesten dieses merkwürdigen Sees auf einer Elephantenjagd befanden und mit drei großen Waggons und zahlreichen Ochsen und Pferden versehen waren, als sie wieder zu ihrem Lager zurückkehrten, ihren ganzen Viehstand durch den Stich der Tsetsefliege verloren hatten. Auch Dr. Livingston berichtet, daß er während einer kurzen Reise über ein Gebiet, wo die Tsetsefliege herrschte, dreiundvierzig schöne kräftige Ochsen einbüßte, obschon sich durch große Wachsamkeit kaum zwanzig Fliegen auf der ganzen Heerde festgesetzt haben mochten. Wir haben bei der Beschreibung der Verheerungen, welche dieses so sehr gefürchtete Thierchen anrichtet, aus dem Grunde länger verweilt, um auf die zahlreichen peinlichen Schwierigkeiten hinzuweisen, welche sich dem Reisenden und Ansiedler in jenen Erdstrichen entgegenstellen, und wie häufig nicht blos wilde, reisende Thiere, sondern sogar kleine, unscheinbare Insecten das Leben des Auswanderers gefährden und für die Zukunft ganzer Länderstrecken oft maßgebend werden können.<sup>1</sup>

Kein Fremder wird wohl die Capstadt wieder verlassen, ohne das reizende Constantia, den Hauptsitz der Weincultur des Landes, besucht zu haben. Uns

<sup>1</sup> Höchst schätzenswerthe umfassende Mittheilungen über die Naturgeschichte der Tsetsefliege, ihre Verheerungen und ihren Einfluß auf die Districte, in denen sie haust, finden sich: Transactions of the Royal Geographical Society, Band 20, Seite 148; Proceedings of the London Zoological Society, Seite 217; Charles John Anderson, Lake Ngami, or Explorations and Discoveries during four years wanderings on the wilds of Southwestern Africa. London 1856; Dr. Livingston, Missionary travels and researches in South Africa. London 1857. Der Agent der Londoner Missionsgesellschaft am Cap, der ehrenwürdige, hochverdiente Dr. Thompson, gab uns ein Stückchen Wurzel, *ky root* genannt, die von einem Parasiten herrühren und von welcher ein Absud von den Eingeborenen als Antidot gegen den giftigen Stich der Tsetsefliege betrachtet werden soll. Leider war das gebotene Material nicht hinreichend, um die Pflanze selbst bestimmen oder sonstige Untersuchungen damit anstellen zu können.

zog noch überdies eine besonders festliche Veranlassung nach High-Constantia. Der gastfreundliche österreichische Consul Herr Julius Mosenthal hatte nämlich diesen schönsten Punkt in der Umgebung der Capstadt, das reizende Besitztum eines seiner Freunde Herrn van Keenen, gewählt, um zu Ehren der Anwesenheit des ersten österreichischen Kriegsschiffes ein großartiges ländliches Fest zu veranstalten. Der ganze Stab unserer Fregatte war dazu geladen, über hundert Gäste, darunter die Blüthen des schönen Geschlechtes der Capstadt, nahmen daran Theil. Große vierspännige Wagen brachten die Gesellschaft schon in den Vormittagsstunden nach den Bergen von Constantia. Man lustwandelte unter riesigen Eichenbäumen und in den schönen Gartenanlagen der ausgedehnten Besizung, und nach einem reichen Frühstück gab sich die Gesellschaft dem Tanzvergnügen hin. Eine kleine Musicapelle von Streichinstrumenten spielte abwechselnd mit der Bande der Novara im Garten und im festlich geschmückten Saale. Wer an den Freuden des Tanzes keinen Gefallen fand oder wem eine versengende Nachmittagssonne einen Spaziergang im Freien verleidete, der mochte sich nach den kühlen, unterirdischen Räumen flüchten, in welchen Herr van Keenen seine wahrhaft „geistigen“ Schätze gelagert hat. Der köstliche Nektar, den das Cap und namentlich High-Constantia erzeugt, findet blos darum nur äußerst selten nach dem europäischen Festlande seinen Weg, weil die erzeugte Quantität noch in großem Mißverhältnisse zum Verbrauche steht; denn obschon der erste Versuch im Caplande Wein zu pflanzen bis zum Jahre 1668 zurück datirt, so hat doch die Weincultur erst in den letzten Jahren eine größere Ausdehnung gewonnen, und zwar hat sie von 1855 auf 1856 um 45 Procent und von 1856 auf 1857 gar um 70 Procent zugenommen, so daß gegenwärtig der Gesammttertrag an rothem und weißem Capwein (Pontac und Frontignac) auf ungefähr 24.000 Pipen, oder 140.000 Wiener Eimer, im Werthe von 380.000 Pfund Sterling angenommen werden kann.

Zum Schlusse des ländlichen Festes fand in einer schattigen Eichenallee im Freien ein großartiges Mahl statt, das an einer langen Tafel alle Gäste vereinte. Am obern Ende derselben, unter baldachinartig ausgestreckten, reich-belaubten Zweigen uralter Eichen flatterten die englische und die österreichische Flagge. Den Vorsitz führte der Bürgermeister der Capstadt, der auch den Reigen der üblichen Trinksprüche eröffnete, welche leicht begreiflicher Weise größtentheils den Hauptzweck des Festes berührten und in eben so liebenswürdigen als empfundenen Worten die Freude über die Ankunft, und die Hoffnung auf die

baldige Wiederkehr eines österreichischen Kriegsschiffes zur Förderung der geistigen und materiellen Interessen beider Nationen ausdrückten.

Wenige Tage nach diesem heitern Feste kehrten wir von der Capstadt nach der Simons-Bai zurück, wo sich die Novara wieder segelbereit machte. Der mehrwöchentliche Aufenthalt der Fregatte war nicht ohne eine gewisse Wirkung auf die kleine Ansiedlung in Simons-Bai geblieben und hatte einen ungewöhnlich lebhaften Verkehr hervorgerufen. Bei einer so geringen Bevölkerung mußte sich der plötzliche Zuwachs von ein paar hundert Consumenten mit ihren verschiedenen Bedürfnissen rasch in allen Schichten der Gesellschaft fühlbar machen, um so mehr, als außerdem große Vorräthe für die Reise angekauft wurden und die binnen wenigen Wochen in Umlauf gesetzte Summe wohl über 20.000 Gulden betrug. Noch genoß die Expedition die Befriedigung, zum Bau einer katholischen Kirche in Simonstown ihr Scherflein beitragen und dem dortigen Seelsorger einige jener Meßgewänder und kirchlichen Gegenstände überreichen zu können, welche eigens von der österreichischen Regierung mitgegeben worden waren, um damit arme katholische Missionäre auf abgelegenen Punkten der Erde zu beschenken.

Mehrere Mitglieder der Expedition unternahmen auch einen Ausflug längs der über dreißig Seemeilen sich ausstreckenden Cap-Halbinsel bis zum eigentlichen Cap der guten Hoffnung, — ein mehrstündiger höchst beschwerlicher, aber auch lohnender Gang, welcher frühere Eindrücke ergänzte und ein ziemlich richtiges Bild der Physiognomie der ganzen Cap'schen Halbinsel gewinnen ließ, die, was Vegetation, Thierwelt und geologische Structur betrifft, nur als ein Auszug aus der natürlichen Beschaffenheit eines großen Theiles von Südafrika betrachtet werden mag. Denn wer an den zerrissenen, zerbrochenen, von der Atmosphäre angenagten und ausgehöhlten Felsmassen des Tafelberges, in seinen wilden Schluchten, in den Wäldern der graugrünen *Protea argentea* an seinem Fuße, auf seinem weit ausgedehnten Felsplateau voll stagnirender Wasserpflügen herumgeklettert ist; wer von da durch die vielgepriesenen, auf flachen, vegetationsreichen Hügeln gelegenen Weinberge von Constantia weiter fortwandert, über sandige Plateaux und nackte Felskämme, über Bäche mit kupferbraunem Wasser und Moorgründe, bis zur äußersten Südspitze, zu dem 800 Fuß hohen Sandsteinfelsen, welcher, in die sturmbewegte, furchtbar brandende See schroff abfallend, das eigentliche, wahre Cap der guten Hoffnung bildet, — der gewinnt eine ziemlich wahre, richtige Vorstellung, wie es im südlichen Afrika,

hundert Meilen landeinwärts und von der St. Helenen-Bai bis zum Gamtoos-Flusse, westlich von der Algoa-Bai, auf einem Küstenstriche von vierhundert englischen Meilen Länge auszieht. Alles Sandstein, Thonschiefer und einzelne Granitkuppen; kein Baum außer jenen, welche um die weit aus einander liegenden Farms gebüschartig gepflanzt sind und diese schon aus großer Ferne kenntlich machen; dagegen im Frühling ein unbeschreiblicher Schmuck von Blüthen und Blumen und statt der Bäume Millionen von Termitenhäufen, deren regelmäßig geformte Erdkegel von drei bis vier Fuß Höhe ein ganz wesentliches Moment in der Physiognomie der südafrikanischen Landschaft ausmachen. Erst im sogenannten Unterlande an der Algoa-Bai, jenseits des Gamtoos-Flusses, tritt mit üppiger Waldvegetation ein gänzlich veränderter Naturcharakter auf. Leider wurde die ursprüngliche Absicht des Geologen der Expedition, diese durch ihren Petrefactenreichtum so berühmte Gegend zu besuchen, vereitelt, was wir alle um so mehr bedauerten, als dieses geologische Eldorado eine gar werthvolle Bereicherung unserer Sammlung versprach und sich später zugleich herausstellte, daß die Ausführung des Unternehmens mehr an einem Zusammenreffen ungünstiger Umstände als an wirklichen ernstern Weghindernissen scheiterte.

Während unseres Aufenthaltes in Simonstown stellten wir gleichfalls Proben mit unseren astronomischen Instrumenten an, welche an der nächsten Station, der Insel St. Paul, zum ersten Male ihre volle Anwendung finden sollten. Dabei wurden durch die unvergeßliche Güte und Zuvorkommenheit des berühmten Directors der Sternwarte in der Capstadt, Herrn Thomas Maclear, unsere vergleichenden Beobachtungen mit den meteorologischen und magnetischen Instrumenten wesentlich erleichtert.

Am 26. October herrschte Morgens Windstille; rasch wechselnde Brisen mit kleinen Böen ließen uns besorgen, an diesem Tage nicht absegeln zu können, als wir eine kleine Böe aus West zu benützen wagten, um die Anker zu lichten. Vom englischen Linienschiffe Boscawen ertönte, als wir vorüber fuhren, die österreichische Volkshymne als Scheidegruß, eine zarte Aufmerksamkeit, welche von unserer Musikbande durch Anstimmung des verwandten, choralartigen God save the Queen erwiedert wurde.

Wir steuerten zwischen Noah's Arch und Roman Rock der Küste entlang, um Whittles Rock zu vermeiden, aber der Wind änderte seine Richtung und wir waren bald wieder zu laviren gezwungen. Hätten wir nicht den einen günstigen Moment zum Auslaufen benützt, so wäre es ein paar Stunden später nicht

mehr möglich gewesen die See zu gewinnen, denn der Wind sprang nach Südost um und wehte frisch. — Gegen Sonnenuntergang hatte sich der Himmel aufgeheitert und wieder erblickten wir die zackigen Ausläufer der afrikanischen Südspitze mit ihren wüsten, durchwaschenen, ausgehöhlten Felsmassen, die uns aber diesmal unter dem Eindrucke des herzlichen Empfanges, welcher uns in der gastlichen Capstadt zu Theil geworden war, weit weniger unheimlich und unwirthbar erschienen. Trugen wir doch alle die freundlichsten, glücklichsten Erinnerungen an das Cap der guten Hoffnung mit uns fort in der dankbaren Brust.

Trotz mancher Schattenseite und manchen Mängeln seiner physischen Beschaffenheit, welche einer raschen Entwicklung seiner natürlichen Kräfte entgegengetreten, bietet doch das Capland durch sein gesundes Klima, seine werthvollen Naturproducte und seine freisinnigen politischen Institutionen die Gewähr eines sicheren Fortschrittes. Es ist das freundliche Bild einer gedeihlichen Ackerbau-colonie, die für sich selbst zu bestehen vermag, und deren Bewohner, in der friedlichen Cultur des Bodens nur ihren Lohn suchend, keinem jener verzehrenden Wechselfälle des Glückes ausgesetzt sind, welche das Leben in metallreichen Ländern so stürmisch und unheimlich und deren Zukunft so problematisch machen.

Eine Colonie, welche sich jährlich bereits mit mehr als tausend Schiffen und einem Geldwerthe von nahe zwei Millionen Pfund Sterlinge am Weltverkehr theilhaftig, welche in nicht langer Zeit im Stande sein dürfte jährlich an dreißig Millionen Pfund Schafwolle und eine unbegrenzte Quantität vorzüglichsten Weines zu erzeugen, deren Boden von den unentbehrlichsten Naturpflanzen im Haushalte des Menschen hundertfach die Ausfaat wiedergiebt, die zugleich Kupfer genug besitzt, um den immensen Bedarf an diesem nützlichen Metalle mit großem Vortheile ausbeuten zu können, während in ihren undurchforschten Districten noch viele andere Naturschätze zu schlummern scheinen, — birgt die kräftigsten Keime zu einer herrlichen Entwicklung, zu einer beneidenswerthen großen Zukunft! Getragen durch liberale Gesetze und dem Geiste der Zeit entsprechende Institutionen, welche jedem Colonisten die freieste Uebung seiner Fähigkeiten und Kräfte nach allen Richtungen hin gestatten, wird sich das Capland bald als Mustercolonie für alle anderen überseeischen Länder und Staaten darstellen und einen glänzenden Beweis mehr für die großen Verdienste liefern, welche sich die englische Nation um die Verbreitung des geistigen und materiellen Fortschrittes der Menschheit in den entferntesten Punkten der Erde erworben hat.

Wir nahmen südlichen Cours, um die regelmäßigen westlichen Winde aufzusuchen, welche wir in der Nähe des Parallels von 40° Br. zu treffen hofften, und jetzt erschienen wieder unsere alten Freunde auf dem Meere, Albatrosse, Captauben und Sturmvögel in zahlloser Menge.

Am 28. Abends ließ sich bereits die See aus Südwest verspüren, aber der Westwind konnte noch nicht durchdringen, so daß wir bis am 1. November mit unstillen Brisen und Windstille zu kämpfen hatten. In 37° 30' südl. Br. und 18° 4' östl. L. trat aber endlich leichte westliche Brise ein, welche bald auffrischte, südlicher wurde und uns sogar zwang, unsere Segel zu verkürzen. Wir waren indeß noch nicht im Gürtel der westlichen Winde, sondern hatten es noch mit Drehwinden zu thun, die aber jedenfalls, da die westlichen und südlichen Winde die vorwiegenden sein mußten, vortheilhaft benützt werden konnten, um von jenem Punkte aus im größten Kreise nach St. Paul zu steuern. Obgleich im Maimonat der südlichen Hemisphäre, froren wir doch empfindlich; das Thermometer erreichte kaum 18° C. bei Tag in der freien Luft, und unser an mildere Temperatur gewöhnter Körper spürte es doppelt, daß der Wind aus den eisigen antarktischen Regionen kam.

Am 4. November Nachmittags entstand große Aufregung am Bord, ein starkes Gepolter auf dem Deck, die Lebensboje wurde ins Wasser geworfen, — man sah einen schwarzen Gegenstand im Wasser schwimmen. Zum Glück war es kein Mensch, wenschon ein Liebling, der in die See gefallen war. Bessy, ein Affe, hatte sich von seiner Kette losgerissen, wurde gejagt und fiel in seiner Angst ins Meer, welches glücklicher Weise ziemlich ruhig war. Das possirliche Thierchen verstand sich durch sein zuthunliches Betragen in kurzer Zeit bei der Mannschaft so beliebt zu machen, daß dessen Sturz über Bord die Theilnahme Aller erregte. Ein Boot wurde ausgesetzt und Bessy gerettet, die sich rasch von ihrem Schrecken erholte und noch triefend vom Wasser, mit großer Gemüthsruhe eine ihr gereichte Orange verzehrte.

Am 40.° südl. Br. und 31.° östl. L. angelangt, zeigten sich die westlichen Winde stetiger, die See wurde fühlbarer, derart, daß die gemessene Höhe der Wellen 33 Fuß im Mittel ergab und die Fregatte einem sehr gewaltigen Rollen ausgesetzt war. Zuweilen folgten mehrere solcher Rollbewegungen unmittelbar auf einander, welche das Schiff wiederholt auf jede Seite um 20 bis 25 Grad neigten. Ströme von Wasser schossen dabei jedesmal durch die Batterie, Stühle, Tische, Kästen, alles war lebendig geworden. Die Temperatur der

Luft fiel in der Nacht bis auf  $5^{\circ}$  C. und wurde noch empfindlicher durch Böen und Regen, welche das Leben am Bord nichts weniger als angenehm machten, wennschon uns die Gunst der Fahrt mit den berühmten „fair westerly winds“ für das Ungemach einigermaßen entschädigte. —

Am 14. November in  $40^{\circ} 44'$  südl. Br. und  $60^{\circ} 8'$  östl. L. benützten wir die eingetretene Windstille und ruhige See, um abermals einen Versuch mit dem Brooke'schen Tiefloth zu machen.

Wir hatten in Rio durch die Gefälligkeit des Herrn Fregattencapitän Dom Jose de Barnabé, Commandant der königlich spanischen Fregatte Villa de Bilbao, eine bedeutende Quantität an Lothschnur zum Geschenk erhalten, nachdem wir eine solche vergeblich in jenem Hafen zu kaufen bemüht waren. Leider hatte aber die Schnur durch Feuchtigkeit etwas gelitten und riß trotz der Vorsicht, daß die ersten hundert Faden Schnur doppelt genommen wurden, bei 6170 Faden<sup>1</sup> während des noch andauernden Ablaufens entzwei, so daß wir auch dieses Mal nur die Gewißheit erlangen konnten, daß bei der angegebenen Länge der Schnur kein Grund erreicht wurde.

Die Zeiten, in welchen die Schnur abließ, waren:

Für die ersten	1000 Faden	15 Minuten	36 Secunden,
„ „ zweiten	1000 „	26 „	59 „
„ „ dritten	1000 „	34 „	20 „
„ „ vierten	1000 „	43 „	25 „
„ „ fünften	1000 „	61 „	5 „
„ „ sechsten	1000 „	75 „	55 „
„ „ letzten	170 „	11 „	40 „

Für 6170 Faden 4 Stunden 29 Minuten.

Bei dieser Gelegenheit überzeugten wir uns, daß derartige Lothungen nur dann gelingen können, wenn dabei das beste Material angewendet wird, daß aber dieses, die Schnur, durch lange Aufbewahrung an Bord außerordentlich leidet und es daher bei weiten Reisen erforderlich ist, nicht nur einen großen Vorrath an Schnur mitzunehmen, sondern die ausreischendsten Maßregeln zu treffen, um dieselbe vor Feuchtigkeit zu bewahren. Vielleicht dürfte eine leichte Theerung der Schnur zu ihrer guten Conservirung beitragen, so wie es auch empfehlenswerth erscheint, die ersten 500 bis 1000 Faden verhältnißmäßig zu verstärken.

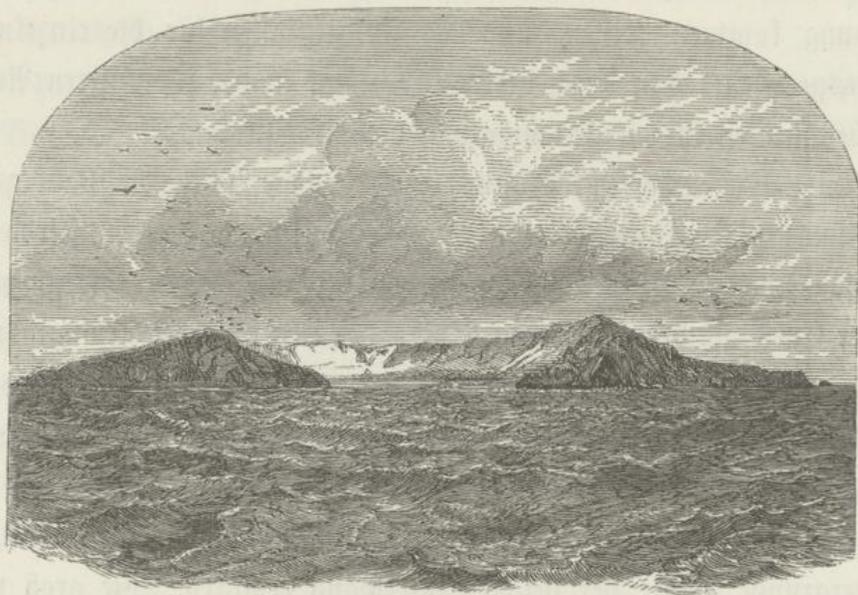
<sup>1</sup> 37.020 englische Fuß = 35.695 Wiener Fuß

Am 18. November erblickte man vom Top der Masten die Insel St. Paul, das Ziel unserer Wünsche, das Object, welches uns seit lange vielfach beschäftigte, auf dem nun unseren wissenschaftlichen Kräften eine beneidenswerthe Thätigkeit zu Theil werden sollte. Die nöthigen Vorarbeiten zur Erleichterung astronomischer Beobachtungen waren beendet, die Instrumente und Gegenstände aufgezeichnet und bereit gehalten, welche auf der Insel in Verwendung kommen sollten, und die Instructionen für die einzelnen Mitglieder ausgearbeitet, um durch deren Beachtung in der für unseren Aufenthalt daselbst bestimmten kurzen Zeit möglichst viel zu leisten.

Am 19. November mit Tagesanbruch lag die Insel St. Paul ganz nahe vor uns und auf Backbordseite waren auch die Umrisse von Amsterdam in der Gestalt von zwei hohen Pifs in der Ferne sichtbar. Da Nordwestwind wehte, wurde der Kurs an der nördlichen Spitze der Insel vorbei genommen, um zu dem auf der östlichen Seite gelegenen Ankerplaz zu gelangen. Als wir die nördlichste Spitze doublirt hatten, trat der kegelförmige Nine pin rock (Neun Nadel Fels) hervor, und der hohe Steilrand der Insel gegen Nordost mit dem Eingange in den Krater wurde sichtbar. Dem Eingange gegenüber konnte man im Hintergrunde Theile der steilen Kraterwand erblicken. Wie groß war aber jezt unser Erstaunen, als wir hier kleine künstlich angelegte Terrassen wahrnahmen, mit frischerem Grün als die übrige Oberfläche der Insel es zeigte! Das waren offenbar Cultursflecken von früheren oder jezigen Bewohnern. Aber kein lebendiges Wesen kam zum Vorschein, weder menschlicher noch sechundsartiger Natur. Nur Schaaren von Albatrossen, Prions, Raubmöven und Seeschwalben und dann und wann der gedehnte, einem stöhnenden menschlichen Klageklänge nicht unähnliche Ruf der Pinguins, jener sonderbaren Seevögel, welche durch ihre frappante Erscheinung wie durch ihre Lebensweise ein so hohes Interesse erregen.

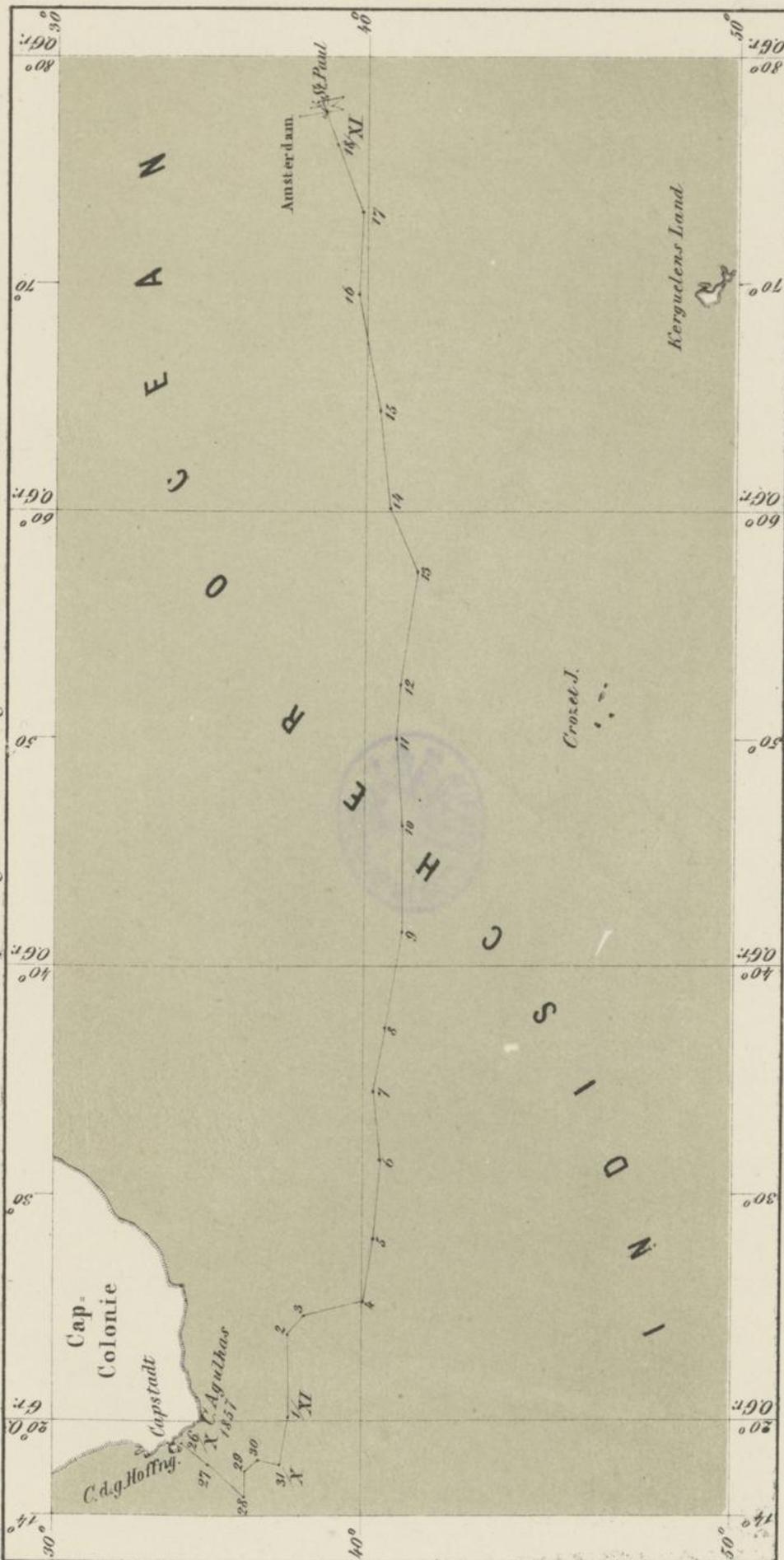
Das Felsprofil der Insel zeigte schwarze Lavaschichten abwechselnd mit gelben und rothen Tuffen, wie es schien regelmäßig vom obern Kraterrand zum äußern Umfange der Insel verflachend. „Dreißig Faden kein Grund!“ rief gedehnt und eintönig der lothende Steuermann, und bald darauf: „Dreißig Faden Grund!“ und rassend fiel der Anker wenige Minuten vor neun Uhr früh am vierundzwanzigsten Tage nach unserer Abfahrt von Simons-Bai, nach 3000 Meilen zurückgelegten Weges. — Unser Ankerplaz war indeß, wie wir später gewahr wurden, nicht gerade der beste, wir hätten der Insel etwas näher

liegen sollen. Allein wenn man auch näher am Lande in geringerer Wassertiefe ankert, so ist man doch darum vor den Stürmen des Oceans nicht mehr geschützt, welcher die ganze östliche Hälfte des Horizontes frei beherrscht. Nur im Westen hat man die Insel mit ihren 700 bis 800 Fuß hohen, steilen Kraterwänden als Schutz gegen die hier selten wehenden Ostwinde.



Insel St. Paul.

IV. Vom Cap der guten Hoffnung nach der Insel St. Paul.



Gez. v. A. Lotzmann, Schiffsführer.